13
4. MÄRZHEFT 1968
0,30 M

zb ZEIT IM BILD

AUF TAUCHFAHRT IN DER BARENTSSEE

Auf Seiten 6-8: „Mitternachtssonne und Kabeljau"

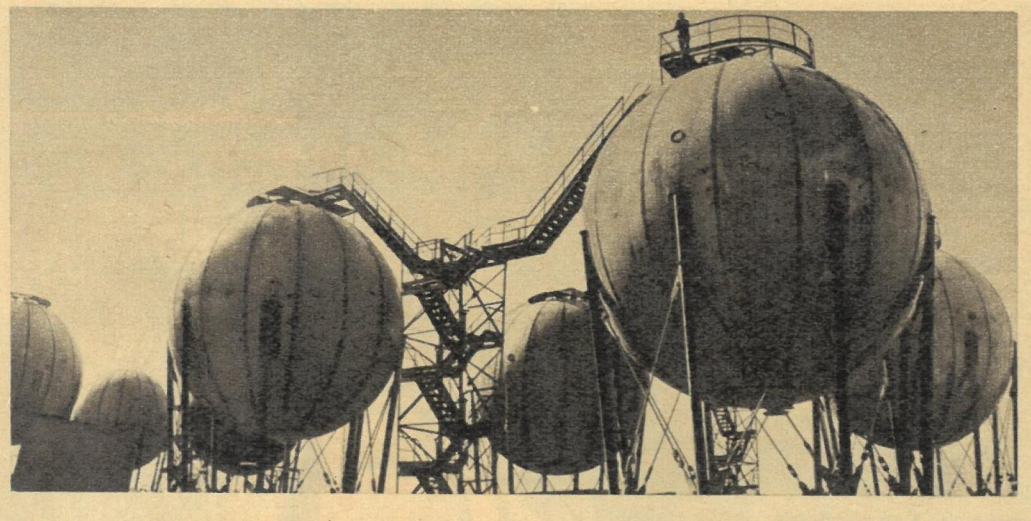
Zeichnung: Lämmel

Zeit im Bild

17. Februar 1968 in El Toro (Kalifornien): Präsident Johnson verabschiedet einen Teil der 10 500 Mann starken Einsatztruppe, die zur Verstärkung für den Vietnamkrieg bestimmt ist.

Parschaus Politik im Quadrat

„Denkt dran, Jungs!
Das Teuerste ist uns die amerikanische Art zu leben."

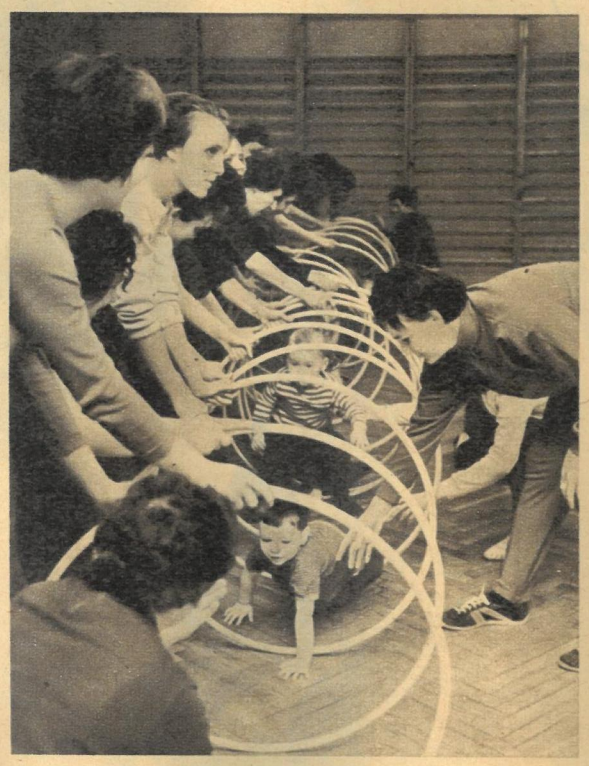


Über sieben Kilometer erstreckt sich die Baustelle des Chemiegiganten von Sumgait in der Aserbaidshanischen SSR. Zum Kombinat gehören Anlagen zur Gasfraktionierung sowie zur Herstellung von Äthylen, Polyäthylen und Epoxydharzen. Neben Fertigprodukten wird das Sumgaiter Werk eine große Anzahl von Halbfabrikaten an die Chemiebetriebe Tbilissis, Jerewans und Rustawis liefern.

Fotos: Zentralbild

Ende Februar erlebte das brasilianische Volksstück „Das Testament eines Hundes" in den Berliner Kammerspielen seine DDR-Premiere. Unser Foto zeigt von links nach rechts: Horst Weinheimer als Räuber, Dieter Franke als Joana Crilo und Peter Borgelt in der Rolle des Räuberhauptmanns. Regie führte Friedo Solter.

Wöchentlich einmal treffen sich viele Leipziger Muttis mit ihren kleinen Sprößlingen im Sportforum zum Mutter- und Kinderturnen. Von anderthalb bis zu sechs Jahren reicht die Palette der turnfreudigen Kinder, die zusammen mit ihren Müttern Gesundheitsgymnastik, allgemeine Körperübungen sowie Ball- oder Reifenspiele durchführen.



An einem Liebknecht-Denkmal für die Stadt Luckau, in deren Zuchthaus Karl Liebknecht zweieinhalb Jahre inhaftiert war, arbeitet gegenwärtig der Berliner Bildhauer Theo Balden. Das Denkmal soll den Mittelpunkt der städtebaulichen Neugestaltung des Zentrums von Luckau bilden.

REDAKTIONSKOLLEGIUM:
Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz

VerlagsdirektorGüntherZumpe

Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden

Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 M, monatlich 1,30 M

Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862

Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14 b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 56 61, Apparat 102

Unser Kommentator Martin Radmann schreibt regelmäßig an dieser Stelle zu aktuellen politischen Fragen.

Machtprobleme

Wie eine Nachricht aus einer anderen Welt, aus einem vergangenen Jahrhundert: In einem westdeutschen Unternehmerjahrbuch wird beklagt, daß die Herren Kapitalisten trotz ihres sich selbst zugebilligten „Elitecharakters" an der Wahlurne nur eine Stimme hätten. So aber sei „die politische Demokratie mit ihrem Gleichheitsprinzip in der wirtschaftlichen Leistungsgesellschaft nicht anwendbar".

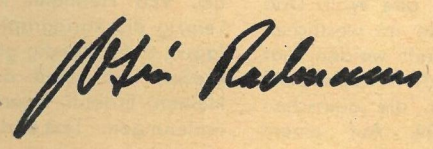
Das bedeutet, letzte Reste demokratischer Grundrechte endgültig abzubauen; der Millionär hat nicht nur mehr zu bestimmen als die Millionen, sogar sein Wahlzettel soll schwerer wiegen! Das Blatt des westdeutschen Gewerkschaftsbundes „Welt der Arbeit" nannte dies eine „schlechthin antidemokratische Tendenz" und zog daraus den Schluß, es sei in Westdeutschland notwendig, „das Problem der Beteiligung des Volkes an unserer Demokratie neu zu durchdenken".

Wessen „Demokratie"? „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus", aber wohin, wer hat sie in der Hand? „Eine echte Volksdemokratie zu praktizieren, in der individuelle Freiheit und soziale Gerechtigkeit verbunden sind", das fordert die Gewerkschaftszeitung. Was muß geschehen?

Sie stellt doch selbst fest, daß „bei der Ausarbeitung des Grundgesetzes auf das Plebiszit als Volksbefragung und Volksentscheid verzichtet" wurde! Natürlich, seine Verfasser saßen – hermetisch abgeschirmt vom Volk – auf einer Insel im Chiemsee. Und „am Anfang war die Weisung", kommentierten westdeutsche Staatsrechtler immer wieder, die Weisung der Amerikaner, der westlichen Besatzungsmächte. „Wohl selten", schrieb der Göttinger Professor Werner Weber, „ist eine moderne Verfassung mit so wenig Publizität zustande gekommen wie diese." Nämlich ohne das Volk.

Anderes war möglich und nötig. Gerade 20 Jahre ist es her, daß der 2. Deutsche Volkskongreß in Berlin mit fast 2000 Delegierten aus ganz Deutschland ein Volksbegehren für einen Volksentscheid beschloß und den deutschen Volksrat wählte, der sich am 19. März 1948 konstituierte. Die Volkskongreßbewegung wurde in Westdeutschland verboten und verfolgt. Aber die Ergebnisse dieser und anderer Volksabstimmungen, Kundgebungen, Programme der ersten Stunden und einige westdeutsche Länderverfassungen weisen den erklärten Willen von Millionen zur Demokratie aus. Sie wurde im Osten aufgebaut, im Westen systematisch abgebaut. Notstandsdiktatur droht jetzt. Wem, das sagte Bonns Innenminister Lücke schon am 20. Februar 1966: „Wenn einmal fünf, sechs Millionen Arbeitslose da sind, für den Augenblick müssen wir uns vorbereiten." Zwangsgesetze gegen den sogenannten inneren Feind. Wer ist das? Die Arbeiter und ihre Gewerkschaften. Und die Kapitalisten wollen ein neues Klassenwahlrecht. Nachrichten aus einer finsteren Zeit. Für uns Vergangenheit, für andere Gegenwart!

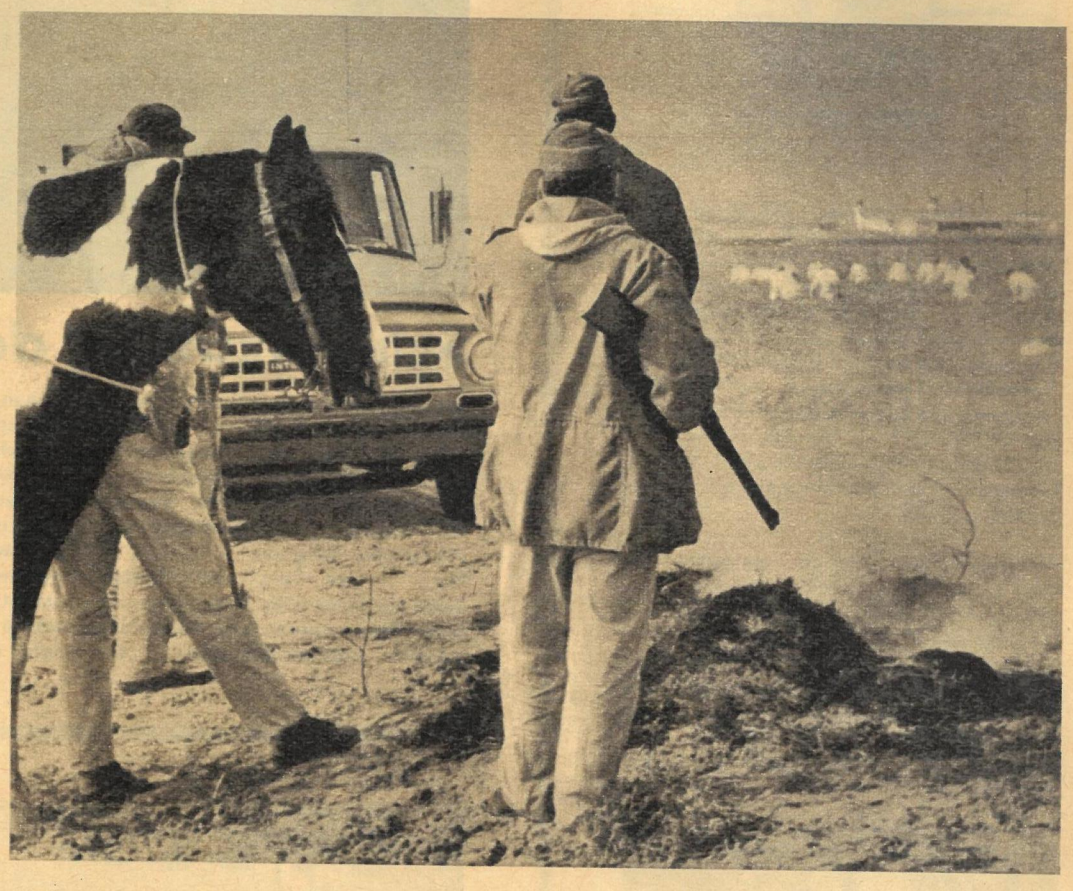
„Alle politische Macht in der DDR wird von den Werktätigen ausgeübt", sagt der Entwurf unserer sozialistischen Verfassung. Und ein ganzes Kapitel gilt allein den Gewerkschaften und ihren Rechten, ihrer umfassenden Mitbestimmung in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Das ist praktizierte echte Volksdemokratie, wie sie der „Welt der Arbeit" vorschwebt. Wenn Westdeutschland von Arbeitern und anderen Werktätigen geleitet wird, sich demokratisch und friedlich entwickelt, wird sich ihr Wunsch erfüllen. Aber nur dann! So könnten auch die beiden deutschen Staaten einander näherkommen. Damit schließlich die ganze deutsche Nation, unter Führung der Arbeiterklasse im Bunde mit allen Werktätigen, beweisen kann, was Deutsche vermögen, wenn sie sich ganz und gar dem Frieden und dem gesellschaftlichen Fortschritt widmen.



Herzlich begrüßt in Sofia

Einen überaus herzlichen Empfang bereitete die Bevölkerung der bulgarischen Hauptstadt den Repräsentanten der Deutschen Demokratischen Republik, die am 6. März zur Teilnahme an der Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses der Mitgliedsländer des Warschauer Vertrages in Sofia eintrafen. Die Delegation der DDR wurde geleitet vom Ersten Sekretär des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates, Walter Ulbricht.

Foto: Zentralbild



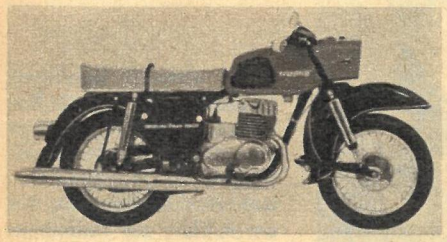
USA: Massenmord auf Häftlings-Farm

Über unwürdige Zustände in den Gefängnissen vieler westlicher Länder wurde schon oft geschrieben. Was jedoch kürzlich aus dem amerikanischen Gefangenenlager Cummins (US-Staat Arkansas) und seiner berüchtigten Außenstelle Tucker ans Tageslicht kam, übertrifft alles bisher bekannt gewordene. Erschossen, mit Eisenstangen erschlagen, mit Stacheldraht erwürgt – das war das Ende von Hunderten Gefangenen dieses Lagers. Die Häftlinge mußten sich regelrecht ihr Leben erkaufen; wer kein Geld für die korrupten Aufseher und Kalfaktoren hatte, gehörte von der Einlieferung an zu den Todeskandidaten. Die genaue Zahl der Umgebrachten, die irgendwo auf dem 6000 Hektar großen Gelände verscharrt wurden, konnte bisher noch nicht ermittelt werden. Die mit den Untersuchungen Beauftragten schätzen 300 bis 500 Tote, Gefängnisinsassen sogar mehr als tausend. In den Gefängnisakten wurden manchmal in einer Woche zehn meist junge Männer von 20 bis 30 Jahren als an „Herzschlag" oder „Grippe" gestorben abgeschrieben. Daß die Häftlinge hungerten, betrachteten die Aufseher als völlig normal. Die Frauen durften nur die bei den Mahlzeiten der Männer übriggebliebenen Reste essen – erst die weißen Frauen und den letzten Rest die Farbigen. „Es herrschten fast Zustände wie in Dachau oder Auschwitz", urteilte die Untersuchungskommission.

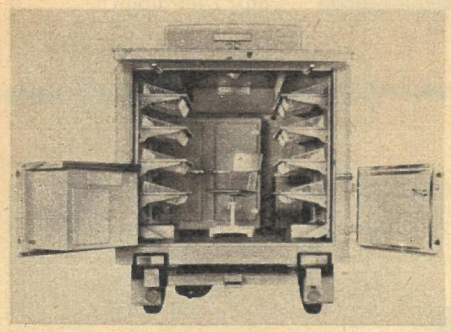
Fotos: Archiv

Autosalon Leipzig

Die Zahl der Aussteller und Typen von Kraftfahrzeugen aus zehn Ländern, vom schwersten Nutzfahrzeug bis zum Moped, war diesmal auf der Leipziger Frühjahrsmesse einer Kfz.-Ausstellung würdig.

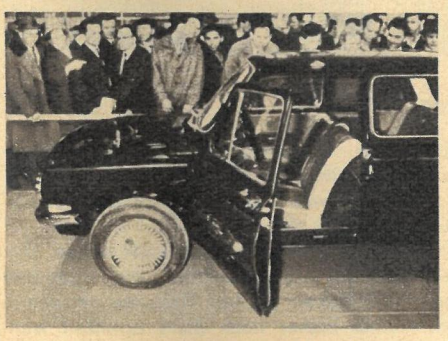


Einen Ehrennamen, der mit fünf Siegen in der Internationalen Sechstagefahrt für die MZ-Motorräder ehrlich verdient wurde, tragen die Maschinen „ES 175/2" und „ES 250/2" aus Zschopau jetzt auf dem Kraftstofftank: „Trophy". Als „Trophy de luxe" wurden auf der Frühjahrsmesse Sonderausführungen dieser beiden Modelle vorgestellt, die noch vor Ende des ersten Halbjahres an den Handel geliefert werden sollen.



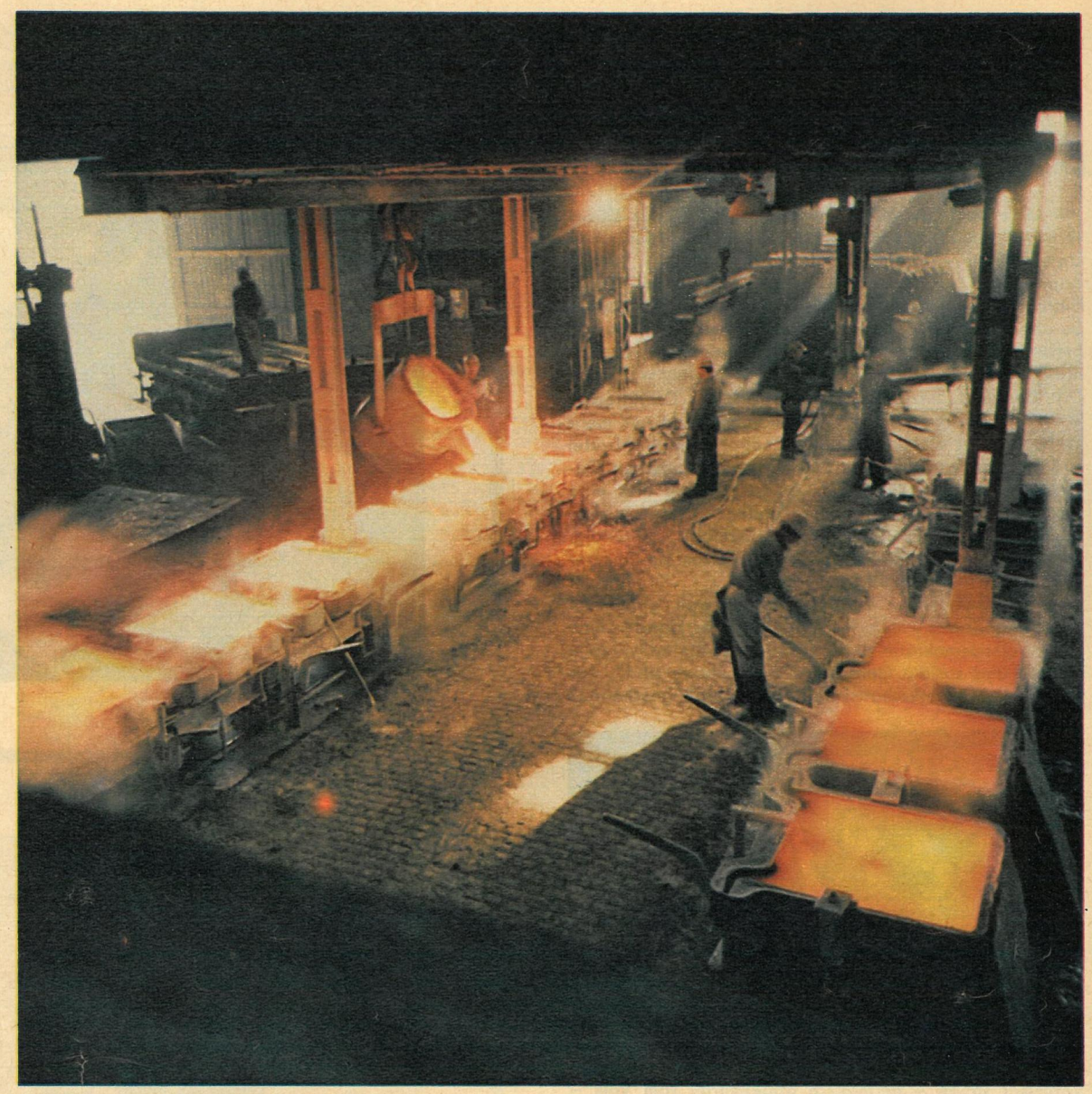
Eine Aufbau-Variante „B 1000-Verkaufsfahrzeug" stellte der VEB Barkas Karl-Marx-Stadt auf der Frühjahrsmesse vor. Dieses Modell soll der Versorgung am Arbeitsplatz, bei Sportveranstaltungen, in Naherholungszentren oder in ländlichen Gegenden dienen. Eine Verkaufstafel mit Kassenschrank, zwei Regale von je 1,2 Meter Länge, ein Drehschemel und Haltestangen im Dachtunnel bilden das Grundinventar. Insgesamt bietet Barkas damit 15 Aufbauvarianten und Ausführungen des Grundmodells „B 1000".

Messestammgast DAF aus den Niederlanden brachte in Ergänzung seiner Typenreihe DAF 33 und DAF 44 mit luftgekühlten Zweizylinder-Boxermotoren jetzt einen Typ DAF 55 (45 DIN-PS, 1100 cm³, 136 km/h, von 0 bis 80 km/h in 12 sec, 7,5 bis 9 l/100 km) heraus, der einen wassergekühlten Vierzylindermotor und natürlich auch das spezielle DAF-Variomatic-Keilriemengetriebe hat.



Der neue sowjetische Kleinwagen „Saporoshez", dessen Motor sich noch in Weiterentwicklung befindet, war der Hauptanziehungspunkt für Motorfreunde in der Halle der Sowjetunion. Awtoexport Moskau wird den Wagen nicht vor 1969 exportieren. Erstmalig wurden der Moskwitsch-Kombi Typ 426 und eine Lieferwagenausführung gezeigt. LKW GAS 66 für zwei Tonnen und UAS-451 DM als Eintonner sind stabile Modelle der Kleinen Klasse, die man unter schweren Wegbedingungen immer häufiger im Einsatz sieht.

Fotos: Werkfoto (2), Hagen, Zentralbild (3), DKA, Friedemann, Junggebauer



Schmelztiegel der Zukunft

Ein unscheinbares und doch so wertvolles Erz ist die Grundlage des Bergbaues und der Hüttenindustrie im Mansfelder Land: Kupferschiefer. Vor rund 750 Jahren begann am Kupferberg bei Hettstedt der Mansfelder Bergbau.
Heute ringen Berg- und Hüttenleute mit einer Fülle Gedanken und guter Taten darum, das Kupferaufkommen unserer Republik zu erhöhen, durch moderne Bergbau- und Hüttentechnologien größten volkswirtschaftlichen Nutzen zu erreichen. Weithin bekannt ist die Reinheit des Kupfers aus der August-Bebel-Hütte. Hier ist die Wiege jener Adern der Volkswirtschaft, durch die das Blut der Industrie – elektrische Energie – strömt. Die wissenschaftlich-technische Revolution erhöht Jahr um Jahr die Bedeutung des rötlichen Metalls, das eine der Grundlagen für die Fortschritte der Automatisierung, der Elektronik ist. Um 70 Prozent wird bis 1970 – verglichen mit 1965 – die Produktion in der elektrotechnischen und elektronischen Industrie der DDR gesteigert. In den Schmelztiegeln der Kupferhütten wird über diesen Zuwachs mit entschieden. esti
Foto: Ackermann

Erdkugeln von der Stange

Unter den Verlagen der Republik gibt es einen, dessen Werke kugelrund und kunterbunt sind. Seine Erzeugnisse sind auf dem Weltmarkt begehrt und erscheinen in vielen Sprachen. Die Paul Räth KG in Leipzig ist der einzige Hersteller für Globen in der DDR. Rund 80 000 Nachbildungen unserer Mutter Erde mit einem Durchmesser von 12, 21 oder 33 Zentimetern schickt der Räth-Verlag jährlich in alle Welt. Daß DDR-Globen gerade im westlichen Ausland gern gekauft werden, hat auch diesen Grund: Westdeutsche Erzeugnisse zeigen die deutschen Grenzen von 1939. Auf einem 33-Zentimeter-Globus sind rund 3000 verschiedene Namen sowie diverse andere Bezeichnungen zu finden. Halbjährlich überarbeiten Experten des VEB Hermann Haack Gotha/Leipzig die kartographischen Unterlagen, denn ständig gibt es auf dem großen und somit auch auf dem kleinen Erdball irgendwelche Veränderungen. Text und Fotos: Boden

Im Ausland zu Gast

Das Ensemble 66 mit Vera Oelschlegel gastierte vom 18. bis 22. März auf einer Rumänien-Tournee mit einem Brecht-Programm in Bukarest, Sighisoara, Medias und Brasov.

Kurt Masur (Foto) dirigiert Ende März, Anfang April vier Konzerte in Den Haag und je ein Konzert in Dordrecht, Hilversum und Leiden. Zur Aufführung gelangen Werke von Richard Strauss, Dvořák sowie von den DDR-Komponisten Otto Reinhold und Gerhard Rosenfeld.

Peter Schreier und Theo Adam gastieren bei Aufführungen von Bachs Matthäuspassion im Großen Musikvereinssaal Wien mit den Wiener Symphonikern und dem Wiener Singverein.

Hanne-Lore Kuhse (Sopran) singt Ende März in einem Konzert mit dem Royal Philharmonic Orchestra in Croydon (Großbritannien) Strauss' „Vier letzte Lieder".

Zu Gast in der DDR

Das Gorki-Theater Leningrad zeigte anläßlich des 100. Geburtstages von Maxim Gorki in der zweiten Märzhälfte im Staatstheater Dresden und in der Volksbühne Berlin mehrere Aufführungen der „Kleinbürger" (Foto) und „Ich, Großmutter, Iliko und Illarion".

Der australische Pianist Bruce Hungerford gibt am 27. und 28. März in Dresden und in Berlin Klavierabende mit Werken von Beethoven, Schubert, Brahms und Chopin; am 31. März spielt er im Konzert des Staatlichen Sinfonieorchesters Halle das 2. und 3. Beethoven-Klavierkonzert.

Marcel Marceau gibt in der Zeit vom 1. bis 22. April Gastspiele in Berlin, Leipzig, Weimar, Suhl, Karl-Marx-Stadt, Dresden, Magdeburg, Schwerin, Wismar und Frankfurt a. d. Oder.

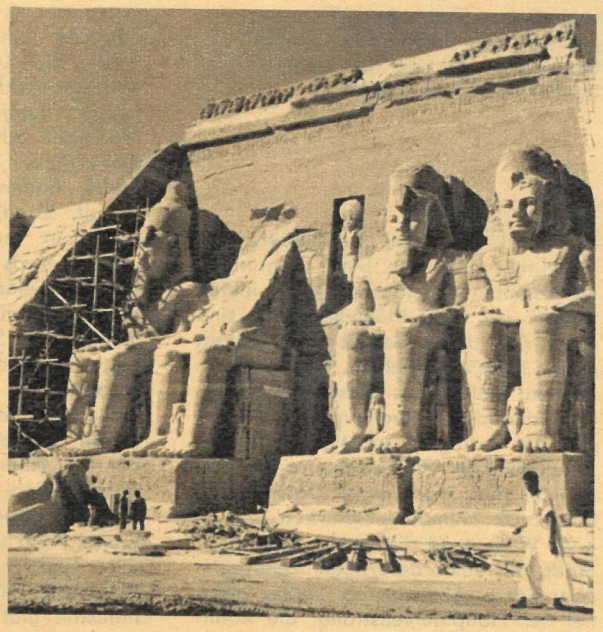
Das spanische Zigeunerensemble Piesta Gitana zeigt auf seiner Tournee vom 5. bis 8. April in Berlin, Neustrelitz, Riesa und Böhlen unverfälschte Flamenco-Kunst.

Seit 6 Jahren nach Holland

Als „eines der allergrößten Klavier-Phänomene der letzten Jahre" hatte die holländische Tageszeitung „Gelderlander" kürzlich die Leipziger Pianistin Annerose Schmidt bezeichnet. Im April steht nun wieder eine Konzertreise nach den Niederlanden bevor. Seit sechs Jahren repräsentiert die Künstlerin mit zahlreichen Gastspielen in Holland die hohe Musikkultur der DDR. „Ich schätze das holländische Publikum wegen seiner Intelligenz und Aufgeschlossenheit", sagte uns die Künstlerin im Zusammenhang mit der bevorstehenden Tournee. „Die vielen Gespräche mit Musikfreunden boten gewöhnlich weit mehr als Höflichkeitsfloskeln; man spürte echtes Interesse für unsere politische und kulturelle Entwicklung."

Tempel von Abu-Simbel gerettet

Ramses II., 66 Jahre allmächtiger Pharao des alten ägyptischen Reiches, thront – in Stein gehauen – wieder über dem Ufer des Nils. Die Arbeiten zur Rettung der Felsentempel von Abu-Simbel (zb informierte darüber in Heft 10/68) sind beendet. Um die wertvollen Kunstschätze vor den sich seit 1964 stauenden Fluten des Nils zu retten, erhielten der große Ramses-Tempel und der kleinere, aber nicht weniger kunstvolle Hator-Tempel am Oberlauf des Flusses einen neuen Standort. Insgesamt mußten die Tempel in 820 beziehungsweise 216 Blöcke zerlegt werden. Selbst die Bergwand wurde zwei Meter stark abgebaut und später wieder mit den Tempeln zusammengefügt, um auch die Landschaft naturgetreu zu rekonstruieren.



Zeit im Bild

UND NÄCHSTE WOCHE:

Als die „Brockenhexe" weiland über die Feldmark geisterte, hatte sie eine Konkurrenz von 722 900 richtigen Pferden. Ein ungleiches Rennen? Die Zahl der Hafermotoren verringerte sich seither um fast 500 000 Exemplare, die der „Eisernen Gäule" stieg auf das Zwölffache! Ur-Oma „Brockenhexe" ging inzwischen den Weg allen Eisens. Ihr modernster Nachfahre hat einen viel nüchterneren Namen. Er heißt ZT 300 und bringt seine 90 Pferde unter der Haube in 15 Gangarten in Trab. Und was das alles mit dem Grimmschen Märchen von den drei Brüdern zu tun hat, das lesen Sie im Farbbericht

„90 Pferde am Zügel".

Unter anderem finden Sie noch eine Reportage über den neuen DEFA-Film „Abschied".

Mitternachts-sonne und Kabeljau

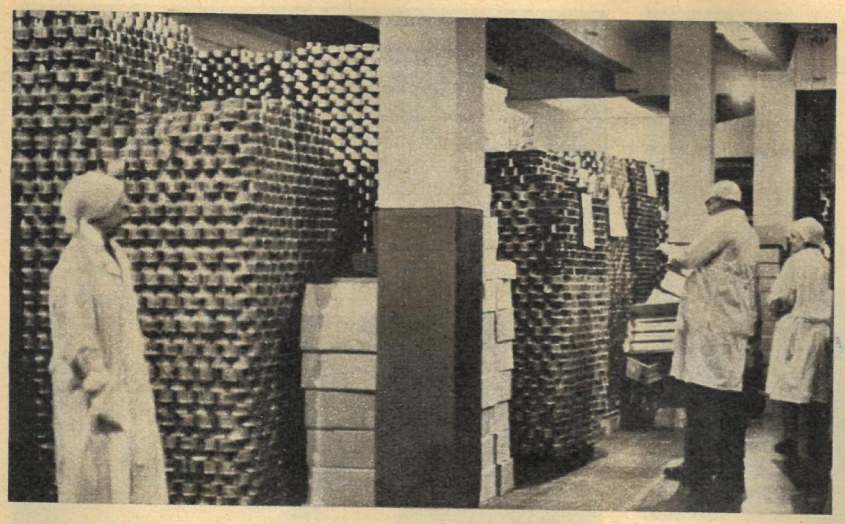
Nachdem der blaue Arktis-Expreß stundenlang sumpfige Ebenen, auf denen Bäume wie Bartstoppeln in einem schlecht rasierten Gesicht standen, durcheilte, schlugen endlich die stählernen Bremsbacken an die Räder; der Zug verringerte seine Geschwindigkeit, die Landschaft hatte sich verändert. Das bisher so flache Land runzelte die Stirn; Berge, meist aus nackter Erde und, jetzt im Juli, noch oder bereits wieder mit dünner Schneemütze, schoben sich neben den Zug, ein kurvenreiches Tal bildend, das der Expreß fortan mit einem munteren Fluß teilte, der seinen Namen vom Schweif des „Skandinavischen Tigers" bezog: der Fluß war die Kola auf der Halbinsel Kola. Bald ging unser Reisebegleiter in die Breite, aus dem Fluß wurde ein Fjord, Häuser klebten an seinen schrägen steinigen Ufern, auf ihm erste Schiffe, Seeschiffe; aus unserer Eisenbahnlinie wie aus einem Hauptnervenstrang immer mehr, immer neue Abzweigungen – der sich kilometerweit hinziehende Hafen, Frachthafen, Passagierhafen, Fischhafen. Wir waren angelangt „am Ende des Landes", in Murmansk also, wie der Name dieser Stadt frei übersetzt heißt.

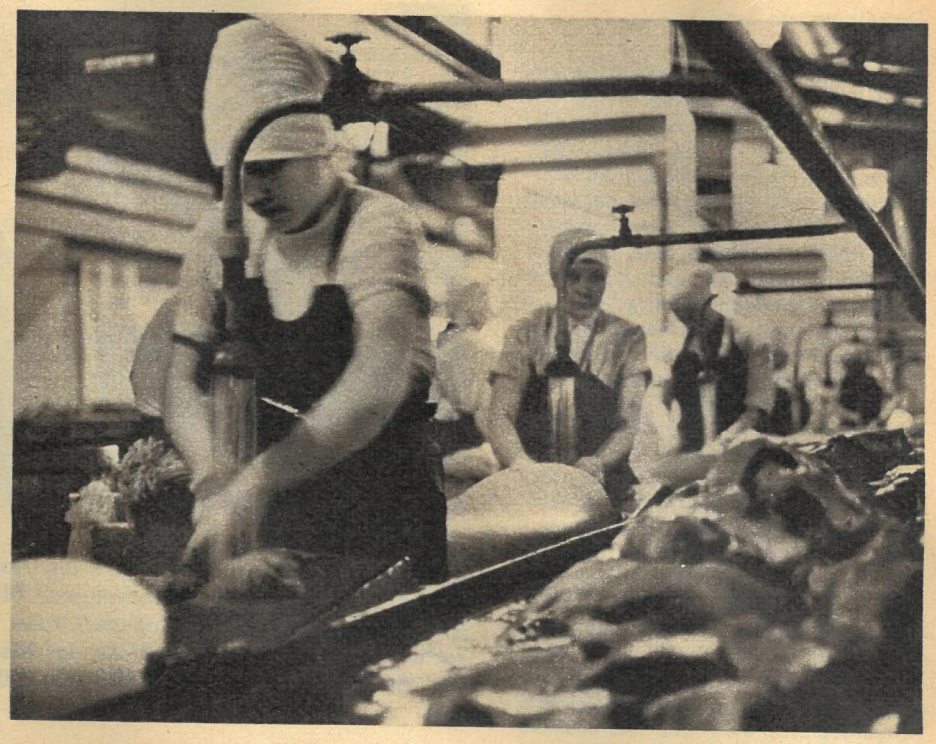
Murmansk an der Barentssee, am 4. Oktober 1916 als Stadt gegründet. Im gesamten Murmansker Gebiet lebten damals nur 9000 Menschen. Jetzt sind es 700 000, davon beherbergt die Stadt allein 300 000 Einwohner. Während des zweiten Weltkrieges versuchten Hitler-Deutschlands Generale mit ihren Truppen die strategisch wichtige Stadt einzunehmen, der Plan scheiterte am Heldenmut ihrer Verteidiger. Dafür wurde Murmansk 792mal bombardiert und ist nach Wolgograd die zweite sowjetische Stadt, die einen derartigen Todesregen über sich ergehen lassen mußte. 98mal fiel der Hauptnervenstrang, die Bahnlinie, aus. Die Stadt, fast völlig ausgebrannt, stand theoretisch nur noch auf den Landkarten. Heute gibt es Städte auf Kola, die laut Kartenwerk noch gar nicht existieren, da die Atlantenherstellung mit der Gründerfreudigkeit nicht Schritt hält. Entscheidendes Motiv dieses Pioniertums sind überaus reiche Bodenschätze (Apatit, Nickel, Kobalt, Eisen), womit sich die Natur gleichsam entschuldigen will, daß „oben" etwas fehlt, denn das Land besteht zu einem Fünftel aus Tundra. Vergeblich würde man auch in Murmansk einen Strand suchen, statt seiner gibt es jedoch ein hochmodernes Schwimmbad. Allerdings muß der Besucher darauf achten, sich beim Verlassen desselben nicht zu erkälten, denn es kann im Hochsommer durchaus schneien, regnen, die Sonne scheinen und dabei kalt sein oder alles zugleich. Nach unseren Erfahrungen meist alles zugleich.

Trotz aller Vielfalt der einheimischen Industrie gibt es eine Dominante: die Fischwirtschaft. Rund 44 Prozent aller Produktionen beschäftigen sich mit dem Fisch, so daß jeder zweite Werktätige gewissermaßen mit ihm „verheiratet" ist. Damit man dem Fisch aber wissenschaftlich beikommen kann, besteht in Murmansk das bekannte Forschungsinstitut für Fischwirtschaft und Ozeanographie. Bereits 1898 begann man mit wissenschaftlich-praktischen Untersuchungen an der Murmanküste. 1921 war es Lenin, der die Bedeutung solcher Arbeiten für die Zukunft des Landes erkannte und den Beschluß unterschrieb, die Forschungen zu erweitern und zu koordinieren, besonders auch mit dem sich rasch entwickelnden Konservenkombinat.

Dem Fisch spürt das Institut in den gesamten Nordgewässern nach. Dazu dienen ihm Forschungsschiffe, Flugzeuge, ein U-Boot, genannt der „Eiserne Hering", sowie spezielle Tauchgeräte

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 8





Im Konservenkombinat arbeiten 7000 Menschen, vorwiegend Frauen. Sie produzieren in einer Schicht bis zu 40 000 Konserven. Im gesamten Hafen sind 30 000 Menschen beschäftigt. Das Fischkombinat ist mit seiner Fangflotte der erste Ort, wo die Wissenschaft des Institutes zur Produktivkraft wird. Außer für das Inland arbeitet das Kombinat für den Export. ČSSR, DDR, Polen, Ungarn, Frankreich sind Hauptabnehmer.

Fortsetzung von Seite 7

wie der Bathyskaph (Titelbild), in dem die Wissenschaftler in die Tiefen des Meeres hinabgesenkt werden. Selbstverständlich besitzt das Institut auch solche „Kleinigkeiten" wie Unterwasserfernsehkameras, Horchgeräte und vieles mehr. Die Mitarbeiter dieser wissenschaftlichen Einrichtung sind an ihrem Schreibtisch oder auf den zahlreichen internationalen Kongressen genauso zu Hause wie etwa auf einer driftenden Eisscholle, wohin man sich für besondere Aufgaben von Zeit zu Zeit zurückzuziehen pflegt. In einem Monat werden bis zu 50 Exkursionen durchgeführt. Das Institut zählt 600 Mitarbeiter, davon 200 mit einer abgeschlossenen Hochschulbildung, die Schiffsbesatzungen (allein 12 Forschungsschiffe, Flaggschiff „Sewastopol", 2800 BRT) nicht mitgerechnet. Hauptaufgabe des Institutes sind Prognosen für die Fischindustrie, kurzfristige für ein Quartal und langfristige für ein bis zwei Jahre. Man untersucht Fischwanderungen, fertigt Saisonkarten an und kontrolliert die Fangergebnisse, um – und hier arbeitet man international sehr eng zusammen – ein Überfischen zu vermeiden. So hat das Institut auf die Eng- oder Weitmaschigkeit der Netze Einfluß, da weite Maschen eine einfache, natürliche Selektion darstellen: die Kleinen schlüpfen durch.

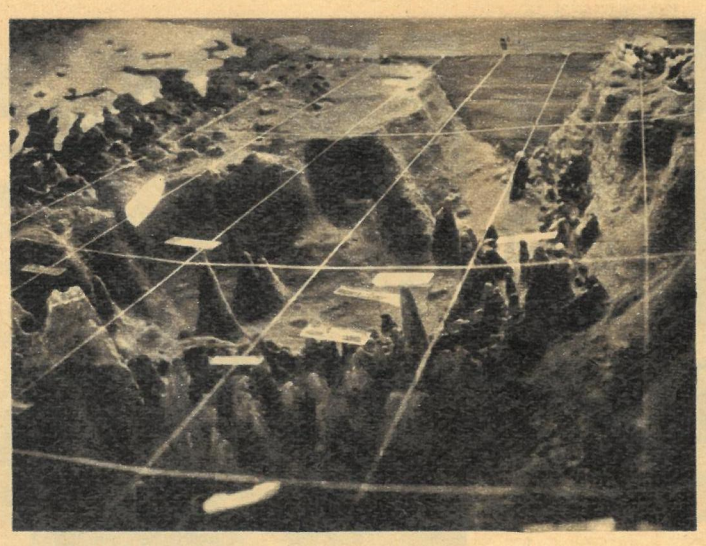
Um die Fische auf ihren Wegen zu verfolgen, nutzten die Wissenschaftler eine Methode der Ornithologen, indem sie gefangene Fische ähnlich den Vögeln beringten und dann wieder schwimmen ließen (3000 jährlich). So erfuhr man, daß sich viele Fische während des Laichens dort aufhalten, wo warme und kalte Strömungen zusammentreffen, da an diesen Stellen das Wasser besonders sauerstoffreich ist. Von allen Fischarten ist der Kabeljau für Forschung und Ernährung die wichtigste. Bei diesem Meeresbewohner handelt es sich um einen bis zu einundeinhalb Meter lang werdenden, etwa 25 Kilo schweren Raubfisch des Nordatlantiks, der im Schwarm bis zu 60 Kilometer in der Stunde zurücklegt.

1970 wird der Mensch, wie uns Dr. A. A. Pawlowitsch, der Direktor des Institutes, wissen ließ, 20 Kilo Fisch im Jahr essen, der Ozean bildet die Hauptquelle des Eiweißes. Dabei geht es um die Qualität und nicht um die Menge schlechthin. Ein für dieses Ziel angewandtes Verfahren ist, den Fisch unmittelbar in seiner Umgebung zu untersuchen. Dabei integrieren so verschiedene Wissenschaftszweige wie Physik, Chemie, Hydrologie, Geologie, Meeresbiologie und andere. Erfolgversprechend ist auch das Zusammenwirken mit den Anliegerstaaten, wobei auch unser Rostocker Institut für Hochseefischerei und Verarbeitung zu erwähnen ist.

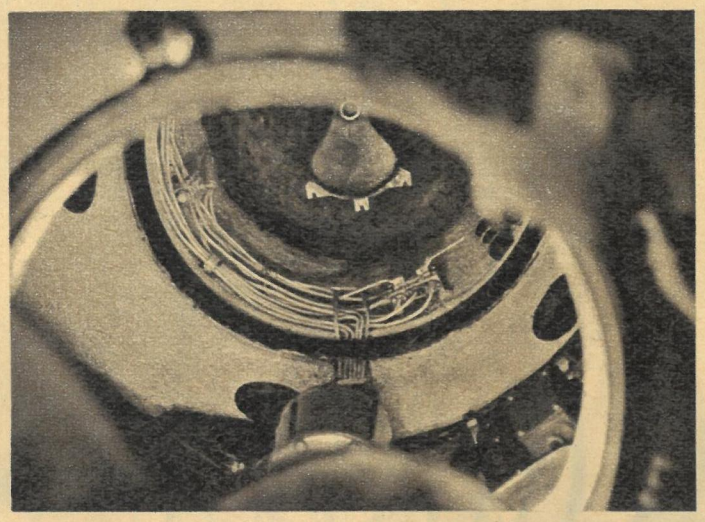
Das Wasser des Murmansker Hafens ist genau so ölig-schmutzig wie in anderen Häfen der Welt. Doch dank des Golfstromes hat es eine Besonderheit: Seine Temperatur sinkt nie unter plus 4 Grad Celsius, es bleibt eisfrei. An kalten Wintertagen dampft der „warme Hafen" wie eine Badewanne.

Jetzt aber ist Sommer, und die Mitternachtssonne scheint 24 Stunden. Ein von uns besichtigtes Wasserkraftwerk ließ die Tuloma ungehindert zu Tal brausen, nur eine Turbine erzeugte Energie. Dafür steigt der Strombedarf im Winter auf das Siebenfache. Vom November bis Januar herrscht arktische Finsternis, die Menschen aber gehen ihrem Alltag nach wie sonst. Trotzdem sollte daraus nicht voreilig gefolgert werden, daß das Leben so hoch im Norden leicht sei wie in unseren klimatisch gemäßigten Zonen.

Reportage: Paul Friedemann (Bild)
Wolfgang Winkler (Text)



Sorgfältig angefertigte Reliefkarten (oben) des Meeresbodens erleichtern die Forschungen. Mit dem Bathyskaph (Bild unten: Blick in sein Inneres) kann der Wissenschaftler sechs Stunden in 600 Meter Tiefe das Meeresleben beobachten. Ein neuer Bathyskaph wird bis 2000 Meter einsetzbar sein.



Dr. Akardi Aleksejew Pawlowitsch, Direktor des Institutes für Fischwirtschaft und Ozeanographie: „In nächster Zukunft erhalten wir ein großes Experimentalaquarium. Weiterhin vergrößern wir die mathematische Abteilung, ein Computer befindet sich schon im Einsatz."

Murmansk, Panorama

Am 24. März auf dem Bildschirm

„Die Kleinbürger"

Einen wichtigen Teil im Schaffen Maxim Gorkis nimmt das Drama ein. Mit mehr als zwanzig Bühnenwerken hat er sich auch als Dramatiker Weltruhm erworben. Wie seine epischen Werke sind auch seine Dramen eine Auseinandersetzung mit den menschenfeindlichen Ideologien des Kapitalismus; er entlarvt den Feind, legt die ganze Hohlheit, die Fäulnis und das Wolfsgesetz dieser Gesellschaftsordnung bloß. Den Vertretern dieser Klasse, dem skrupellosen Menschenschinder und dem feigen, bequemen, selbstgefälligen und beschränkten Kleinbürger stellt er den neuen Menschen, stellt er vom Kampf beseelte Revolutionäre, die für ein menschenwürdiges Dasein kämpfen, gegenüber.

Nachdem der DFF zu Beginn des Jahres die „Kinder der Sonne" in einer Eigeninszenierung ausstrahlte, steht nun die Sendung der „Kleinbürger" auf dem Programmplan. In diesem ersten dramatischen Werk Gorkis (entstanden 1902) finden wir typische Vertreter der damaligen gesellschaftlichen Kräfte. Das Stück führt uns in das „traute Heim" des Obermeisters Bessemjonow. Das alte Ehepaar Bessemjonow steht für seine Klasse, ewiggestrige, dumme, selbstgefällige Spießer, die sich an das Alte klammern, sich vor dem neuen Leben fürchten. Das Treiben ihrer Kinder können beide nicht fassen. Aber in diesen Mief der Kleinbürgeratmosphäre bläst ein frischer Wind. Er kommt von dem jungen Lokomotivführer Nil, mit dem zum ersten Mal ein revolutionärer Arbeiter auf der Bühne erschien. Gorki sagt zu dieser Figur: „Das ist der Mensch, der unerschütterlich von seiner Kraft und von seinem Recht, das Leben nach seiner Anschauung zu formen, überzeugt ist." Und so stellt Nil der trostlosen, angefaulten Bürgerwelt das lichte, zukunftsfrohe Bild einer neuen Zeit gegenüber. Er ist sich dieser schönen Zukunft sicher.

In dieser über die Zeit der Handlung des Stückes hinausgehenden Aussage liegt die Bedeutung des Dramas auch für heute. Fritz Göhler, der Regisseur der Fernsehfassung, war bemüht, dies auch zum Hauptanliegen seiner Inszenierung zu machen. In den Hauptrollen werden unter anderen Adolf-Peter Hoffmann, Gisela Morgen, Arno Wyzniewski, Ingrid Rentsch, Klaus-Dieter Manchen, Bärbel Bolle und Katja Paryla zu sehen sein.

Text: Heinz Müller
Fotos: Waltraut Denger

Gisela Morgen und A.-P. Hoffmann als Ehepaar Bessemjonow.

Klaus-Dieter Manchen als Nil.

△ Ingrid Rentsch als Lehrerin Tatjana.

△ Bärbel Bolle als Näherin Polja.

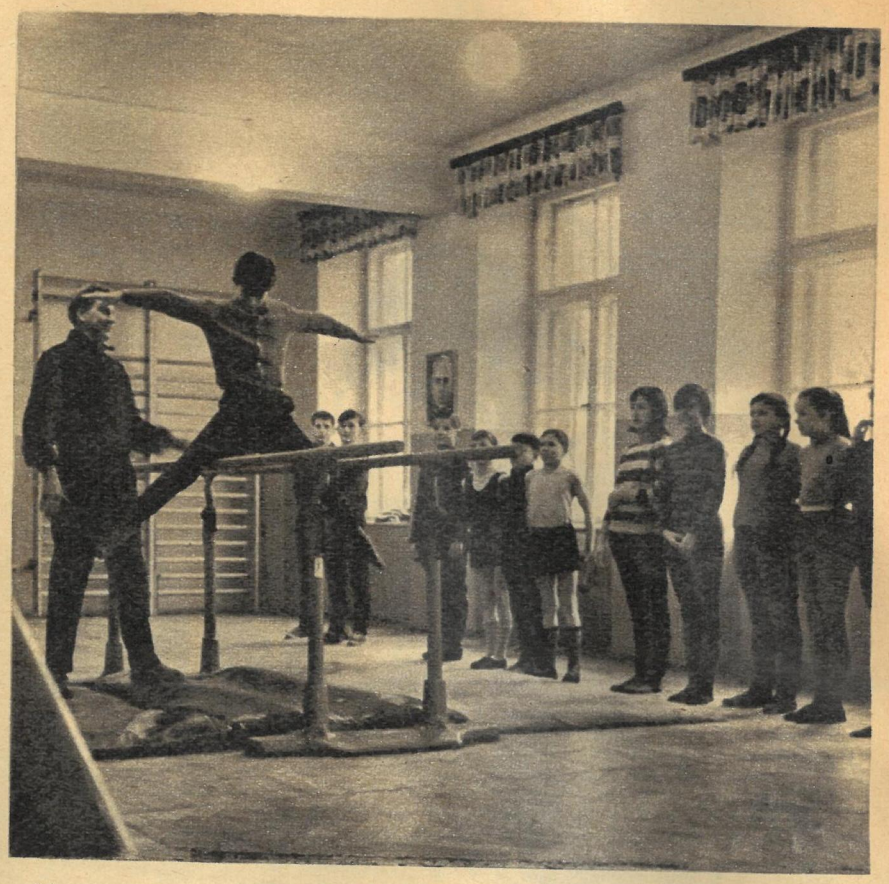
BAL PARÉ

Die Stimmung schlägt an diesem Sonntagabend in dem Wjenkec hoścenc von Chroscicy hohe Wellen. Bürgermeister Jurij Sefrig hat zum Ball geladen – und alle, alle sind gekommen: Mitglieder der örtlichen Volksvertretung, der ständigen Kommissionen, der Aktivs mit ihren Angehörigen; viele Frauen in der Tracht der Oberlausitzer Sorben. Grund zum Feiern ist ausreichend vorhanden – ein Jahr gemeinsamer Erfolge liegt zurück, ein Jahr gemeinsamer Aufgaben steht bevor. Vom Rande des Parketts läßt der Bürgermeister seine Blicke in die Runde schweifen. Auf seinem Gesicht steht die Freude über diesen gelungenen Abend geschrieben. Doch mit seinen Gedanken ist er ganz woanders.

Ein solcher „Ball der Aktiven" wäre vor Jahren in unserer sorbischen Gemeinde gegenstandslos gewesen wie ein Erntefest ohne Ernte. Heute arbeiten jedoch in unseren neun Kommissionen und ihren Aktivs 72 Crostwitzer mit. Tatsächlich, sie arbeiten mit, stehen nicht nur auf dem Papier. Die 393 000 Mark Eigenleistungen im Rahmen der Torgauer Initiative sind dafür wohl der beste Beweis. Als ich danach für meine Gemeinde im vergangenen Jahre zweimal Auszeichnungen des Rates des Bezirkes Dresden entgegennahm, sprach sich die Kunde schnell unter den rund 700 Einwohnern des Ortes herum, beflügelte sie, noch aktiver mitzuarbeiten. Das Echo spürte ich ganz besonders, als der Volkswirtschafts- und Haushaltplan 1968 erarbeitet wurde. 52 Eingaben und Vorschläge flatterten auf meinen Schreibtisch. Ich kam mir vor wie Goethes „Zauberlehrling". Doch die Crostwitzer stellten nicht nur Forderungen, sondern schlugen im gleichen Atemzug geeignete Lösungen vor. Ja, die Instandsetzung der kleinen Brücke im Dorf ist ein solches Beispiel. Von Jahr zu Jahr war die notwendige Generalreparatur verschleppt worden. Ein Hinweis an den Schulze-Georg genügte. Die Baukommission prüfte die Möglichkeit, das Vorhaben in Eigenleistung zu realisieren. Nun bin ich überzeugt, in diesem, spätestens im nächsten Jahr ist die Brücke wieder befahrbar, je nachdem, wie schnell wir die notwendigen Fertigteile bekommen.

Als am 23. März 1948 im Sächsischen Landtag auf Antrag der SED-Fraktion das „Gesetz zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung" verabschiedet wurde, hatte ich eben meinen Neunzehnten gefeiert. Unsere Väter mußten damals erst lernen, dieses Gesetz einer neuen Ordnung mit Leben zu erfüllen. Na ja, verwunderlich war das nicht. Zu lange hatten sie Knechtschaft, Bevormundung, Diskriminierung und Unterdrückung hinnehmen müssen. Vielen klang noch der Satz der Himmlerschen Denkschrift vom Mai 1940 in den Ohren: „Die Sorben sollen als führerloses Arbeitsvolk zur Verfügung stehen, ihre Schulbildung soll sich auf einfaches Rechnen bis 500 und Schreiben des Namens beschränken." Unsere Väter und wir, ihre Kinder, haben es natürlich mit den Jahren gelernt, als gleichberechtigte Bürger unserer Republik aus dem Recht auf Mitbestimmung die Pflicht abzuleiten, auf vielfältige Weise das Neue mitzugestalten, das Gesicht unserer uralten sorbischen Gemeinde sichtbar und unsichtbar zu verwandeln.

Ich möchte wetten, daß sich selbst heute abend die Gespräche zwischen dem einen und dem anderen um unsere gemeinsamen Aufgaben drehen. Der Rjelka-Pawol und der Schulze-Georg an der Theke sind bestimmt wieder beim Schwimmbad. Nun ja, dieses Objekt ist ein dicker Brocken, auch für die Vertreter der Kommission Bauwesen.



Lagebesprechung der Baukommission am Schwimmbad (rechts Architekt Schulze, links Bürgermeister Sefrig, Mitte Stellmachermeister Rjelka).

Errungenschaften der Schule: Der Turnsaal und das Pionierblasorchester.

Solange ich zurückdenken kann, geisterte der Bau eines Schwimmbades in den Köpfen der Crostwitzer herum. Bereits in der Weimarer Zeit war Land dafür bereitgestellt worden. Doch dabei blieb es auch. Sicher kein Zufall. Wenn ich es recht bedenke, hatte dieses Projekt nur in unserer Zeit Aussicht, realisiert zu werden. Vor drei Jahren trug ich dem Plenum des Kreistages das Anliegen meiner Wähler vor, das erste Freibad im zweisprachigen Gebiet unseres Kreises zu bauen. Ich fand Gehör, und so erhielten wir bereits im Vorjahr 115 000 Mark aus dem Volksvertreterfonds für dieses große Vorhaben. Natürlich deckt die Summe nicht die geplanten Kosten. 60 000 Mark müssen wir wenigstens in Eigenleistung bringen. Doch darum ist mir nicht bange. Schließlich ist der Anfang bereits gemacht, sind 5500 Quadratmeter des Bades mit seiner 50-Meter-Bahn ausgebaggert, liegen von 13 benachbarten Gemeinden Zusagen vor, den Bau zu unterstützen.

Ah, dort sitzen ja Feliks Hajna und Johann Krahl offensichtlich in einen pädagogischen Disput verwickelt, der pensionierte Lehrer und der Direktor der Crostwitzer Schule. Bis vor zwei Jahren hat der Feliks noch Unterricht gehalten. Er kann sicher am besten ermessen, welchen Wandel auch die alte Crostwitzer Schule in den letzten 20 Jahren durchgemacht hat. Schließlich unterrichtete er schon von 1926 bis 1933 an der Schule, ehe er 1950 an sie zurückkehrte. Längst ist heute selbstverständlich, daß die sorbische Sprache die Grundlage für die Bildungs- und Erziehungsarbeit der Schüler bildet. Als junger Lehrer hätte Feliks es sicher nicht für möglich gehalten, mit welcher Aktivität sich einst die Eltern um die Belange der Schule kümmern würden. Zwei Klassenräume, der Hort, ein kleiner Turnsaal entstanden in den letzten Jahren durch staatliche Mittel und beträchtliche Eigenleistungen der Eltern. Daß 1969 in Crostwitz das neunte Schuljahr eingeführt werden kann, ist mit entscheidend i h r Verdienst. Ja, die Veränderungen in unserem Crostwitz während der letzten 20 Jahre sind vielfältig. Sind sie nicht ein beredtes Zeugnis dafür, daß der Artikel 11 der Verfassung der DDR aus dem Jahre 1949 in vollem Wortlaut erfüllt wurde? Das ist so sicher wie die Verwirklichung des Artikels 39 im Entwurf der neuen Verfassung unserer Republik.

Mit viel Hallo bringen die Herren ihre Damen zurück zum Tisch. Die Musiker verschnaufen, ein sangesfreudiger Crostwitzer stimmt ein sorbisches Volkslied an. Das reißt auch den Bürgermeister aus seiner Gedankenwelt. Mit dröhnendem Baß stimmt er ein.

Klaus George

Fotos: Eberhard Buschmann

Verfassung der DDR von 1949, Artikel 11:

Die fremdsprachigen Volksteile der Republik sind durch Gesetzgebung und Verwaltung in ihrer freien volkstümlichen Entwicklung zu fördern; sie dürfen insbesondere am Gebrauch ihrer Muttersprache im Unterricht, in der inneren Verwaltung und in der Rechtspflege nicht gehindert werden.

Entwurf der sozialistischen Verfassung von 1968, Artikel 39:

Bürger der Deutschen Demokratischen Republik sorbischer Nationalität haben das Recht zur Pflege ihrer Muttersprache und Kultur. Die Ausübung dieses Rechts wird vom Staat gefördert.

IM KAMPF GEGEN ÜBERLEBTE TRADITIONEN

Vor zwei Jahren sprach ich mit Indiens Ministerpräsidentin Frau Indira Gandhi. Wir saßen im Garten ihres Wohnhauses in der Safdar Jung Road in New Delhi. Dahlien und Rosen blühten um uns in leuchtenden Farben. Ich fragte Frau Gandhi, wie es gekommen sei, daß sie den dornenreichen Weg der Politik eingeschlagen habe. Sie lächelte und meinte, eigentlich sei das gar nicht sosehr ihre Wahl gewesen. Sie sei wohl einfach auf diesem Pfad geboren worden. Schon in ihrem Elternhause hatte sie als Kind im gleichen Raum gespielt, wenn ihr Vater Jawaharlal Nehru und ihr Großvater Motilal Nehru sich mit anderen Führern der indischen Unabhängigkeitsbewegung über die Not ihres Volkes unter dem britischen Kolonialjoch unterhalten hatten. Wenig später hatte sie eine Kindergruppe zur Unterstützung des Unabhängigkeitskampfes organisiert, und schließlich war sie bis zum Tode ihres Vaters dessen getreue Helferin und Mitstreiterin gewesen, ehe sie selbst seine Nachfolge als Ministerpräsident der Republik Indien antrat.

In der indischen Geschichte hat es bis zur Gegenwart viele Frauen gegeben, Töchter aus Großgrundbesitzerkreisen und bürgerlichen Familien, die auf ähnlichem Weg dazu gekommen sind, ihr Leben in den Dienst einer gemeinsamen Sache zu stellen. Annie Beasant, Narojni Naidu und viele andere indische Frauen haben sich in dem Kampf ihres Landes für Unabhängigkeit vom britischen Kolonialjoch und für soziale Gerechtigkeit einen großen Namen errungen. Heute sind etwa ein Zehntel der Abgeordneten beider Häuser des Parlaments in New Delhi Frauen. Die Funktion des Stellvertretenden Vorsitzenden des Oberhauses wird von Frau Violet Alva ausgeübt. In der Zentralregierung wie auch in den Staaten der Indischen Union wirkten Frauen als Minister, Staatssekretäre und Gouverneure.

Gern erinnere ich mich an eine alte Freundin in New Delhi, Aruna Asaf Ali. Einer angesehenen Familie gläubiger Hindus entstammend, heiratete sie aus eigenem Entschluß den Mohammedaner Asaf Ali, den sie liebte. Das war im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in Indien ein Schritt, der sehr viel Mut erforderte. Damit zog das junge Mädchen Aruna sich die Ächtung, ja den Haß praktisch aller Menschen zu, die ihr von Kindheit an vertraut, aber noch in den starren und rückständigen Sitten und Lebensregeln der Vergangenheit befangen waren. Noch heute gibt es im Lande südlich des Himalaja viele Menschen, die sich gern als aufgeklärt und modern ausgeben. Wenn es aber daran geht, das eigene Familienleben zu organisieren, wagen sie es nicht, die unsichtbaren aber starken Fesseln der Tradition zu zerreißen. Menschen heiraten, die einander vor dem Hochzeitstag kaum gesehen oder gesprochen haben. Ihre Eltern verabreden die Ehe. Ehefrauen sind in die Küche verbannt und dürfen weder mit ihrem Mann gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen noch allein auf die Straße gehen und schon gar nicht einen Beruf ausüben.

Aruna Asaf Ali hat diese Fesseln gesprengt. Während der letzten Jahre des britischen Kolonialismus gehörte sie zu den im Volke beliebtesten Unabhängigkeitskämpferinnen. Heute ist sie Vorsitzende des Nationalen Indischen Frauenbundes (National Federation of Indian Women) und nimmt führend am Kampf gegen Rückständigkeit, Unwissenheit und soziale Benachteiligung der indischen Frauen teil.

Aruna Asaf Ali ist eine bürgerliche Politikerin. Aber im Kampf für den Fortschritt und die Gleichberechtigung der Frauen steht sie Seite an Seite mit der Kommunistin Renu Chakravarty und Lakshmi Menon – sie war in Nehrus Kabinett Stellvertretender Außenminister – oder auch mit der Stellvertretenden Vorsitzenden des Oberhauses Violet Alva. Diese Bewegung hat in Indien eine historische Tradition und verbindet Frauen vieler politischer Auffassungen und Religionen.

Das gemeinsame Mühen brachte auch Erfolge: An erster Stelle Gleichberechtigung vor dem Gesetz und Wahlrecht für Frauen. Die indischen Hochschulen und Universitäten immatrikulierten etwa zu einem Viertel Studentinnen. Viele Berufe wurden Frauen zugänglich gemacht. Im allgemeinen werden sie jedoch immer noch schlechter bezahlt als Männer, die Gleiches verrichten. Deshalb beschäftigen zum Beispiel die Bauunternehmer gern viele weibliche Transport- und Hilfsarbeiter.

Bei weitem ungenügend sind die sozialen Einrichtungen, vor allem fehlt es an Kindergärten. Denn sie ermöglichen es sehr vielen Frauen erst, gleiche Rechte an der Seite der Männer wahrzunehmen.

Die Zahl der Frauen, die sich mit dem Los der Vergangenheit nicht mehr abfinden, wächst. Sie haben in Aruna Asaf Ali und vielen anderen Schwestern in ihrem Lande ein erstrebenswertes Vorbild.

Hans-Victor Kreipe

Streben um Frieden und internationale Sicherheit – dieses Vermächtnis gab Nehru an Indira Gandhi weiter. Und in diesem Geist fühlen sich Indien und die DDR freundschaftlich verbunden.

Fotos: Dr. Langer (Color); Archiv

MESSE D

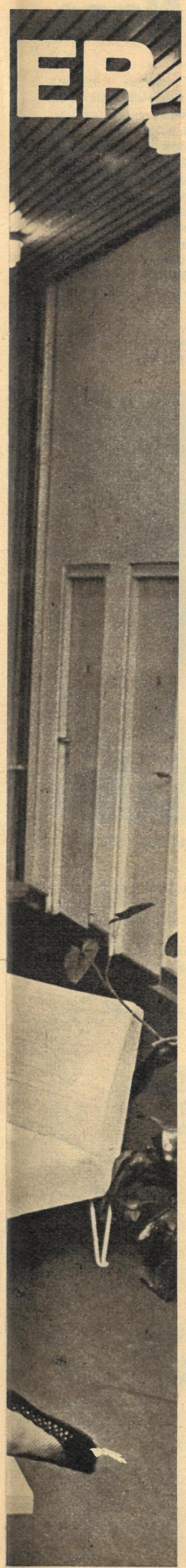
Die Deutsche Künstler-Agentur hatte eingeladen. Gäste waren Manager aus dem weltberühmten „Tivoli" Kopenhagen und von „Bilk" London, Vertreter des Staatszirkus Sofia und vom „Folkparkana" Stockholm, Produktionschefs von „Goskonzert" Moskau und Direktoren anderer europäischer Varieté- und Zirkusunternehmen. 39 Agenturen aus 14 Ländern hatten kürzlich ihre Beauftragten zur 4. Leistungsschau der DDR-Unterhaltungskunst nach Berlin geschickt, damit sie sich auf dieser „Messe der heiteren Muse" umsehen sollten. Denn zu sehen gab es auf diesem, in seiner Art wohl einmaligen, Kleinkunst-Basar genug. Auf über einem Dutzend Veranstaltungen präsentierten Artisten, Sänger und Orchester – fast 300 Künstler an der Zahl – vor dem internationalen Einkäuferpublikum, was in ihnen steckt.

Im Gegensatz zu mancher landläufigen Darbietung boten die Teilnehmer dieser Export-Submission durchweg vielseitige, niveauvolle und gekonnte Leistungen. Augenfällig besonders die Jugend, die von den Fachleuten aus aller Welt hervorragende Beurteilungen bekam. Der schwedische Generaldirektor Ole Johannesson: „Es ist nicht nur ein großer ästhetischer Genuß, die jungen DDR-Artisten zu sehen, sondern es zeigt auch, wie großzügig, allumfassend und unvergleichbar die Förderung ihrer Talente ist. Das muß ich neidvoll eingestehen ..."

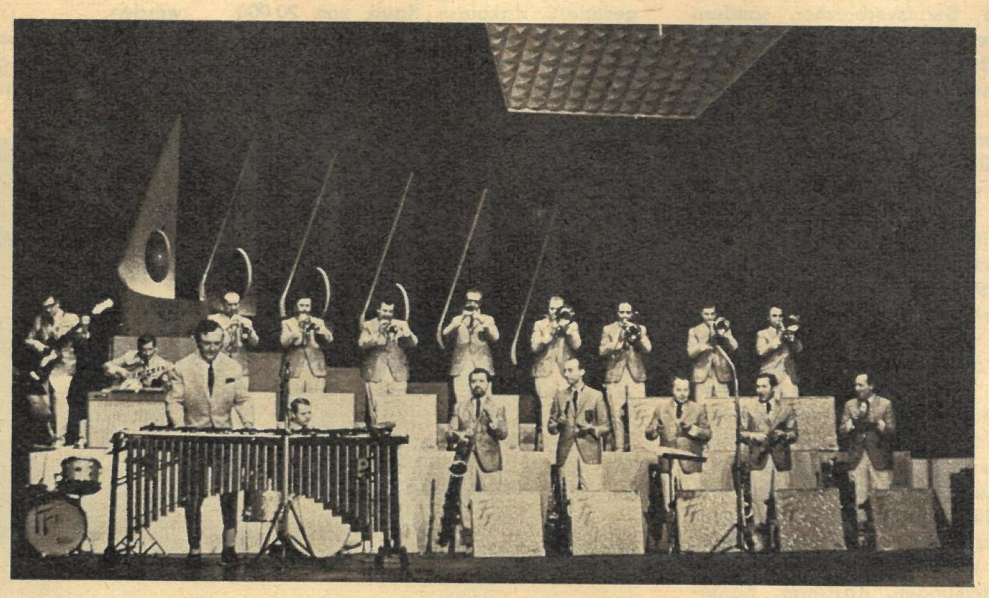
Speziell die Absolventen der einschlägigen Institute – Artisten-, Musik- und Gesangsschulen – konnten lang dauernde Gastspielverträge und beachtenswerte Tournee-Angebote einheimsen. Bei den artistischen und musikalischen Spitzenleistungen ist es, nach der Nachfrage zu urteilen, so, daß sie auf den internationalen Bühnen heute sehr gefragt sind. Von den fast 9000 Veranstaltungen, die im vorigen Jahr von unseren Künstlern in 31 Ländern der Erde durchgeführt wurden, bestritten einen beachtlichen Teil Unterhaltungskünstler. In diesem Jahr ist es ähnlich. Ensembles und Orchester fahren nach Schweden und in die Sowjetunion, nach Polen und Bulgarien, in die Schweiz und nach Jugoslawien. Die Saison – so die Experten – ist nahezu ausgebucht. Und 1969? Direktor Ernst Zielke von der Deutschen Künstleragentur: „Da werden die Ergebnisse der Leistungsschau erst richtig sichtbar. Im Jahr des 20. Gründungstages unserer Republik sind unsere Künstler besonders gern Sendboten der DDR, und sie werden sicherlich mit hervorragenden Leistungen im Ausland aufwarten."

Text und Fotos:
Helmut Raddatz

ER HEITEREN MUSE



Fips Fleischer mit seinem Tanzorchester wurde für dieses Jahr zu Tourneen nach Schweden und in die Sowjetunion verpflichtet. Auch für 1969 liegen schon Angebote vor.



Unter den Gästen der Heiteren-Musen-Messe auch David Bilk aus London, der Bruder von Mister Acker Bilk, und Frau Ekelund vom Vergnügungspark „Linnanmaeki" Helsinki.

Ursula und Andrea mit ihrer Äquilibristikdarbietung vor den Direktoren großer europäischer Künstleragenturen (von links): die Generaldirektoren Jakubowski von „Pagart" Polen, Ernst Zielke von der Deutschen Künstleragentur Berlin, Stojanow von „Estrade" Bulgarien, Direktor Johannesson von „Folkparkana" Schweden, Generaldirektor Søager vom „Tivoli" Dänemark und Direktor Nikolow vom Staatszirkus Bulgarien.

Für dieses Jahr schon „ausgebucht" ist das Vokal- und Instrumentalquartett „Die Allegros". Für nächstes Jahr liegen Angebote aus Schweden, Jugoslawien, Polen und anderen Ländern vor.

Viel Lob aus berufenem Munde gab es für unseren Nachwuchs, der – so die Agenturchefs – internationales Niveau besitzt. Verträge erhielten auch die „Garbenis".

Das Fazit der Exportschau: DDR-Künstler sind im Ausland sehr gefragt. Auch „Die Kaskards" zählen dazu, die in die Schweiz, nach Polen und Jugoslawien reisen werden.

Kriminalfälle ohne Beispiel

TATSACHENBERICHT VON GÜNTER PRODÖHL

6

Das Phantom mit der spitzen Nase

Bis zum 1. Juni des Jahres 1959 war der Bankraub in der Bundesrepublik ein, wie die Kriminologen sagen, „Extrem-Delikt". In der Kriminalstatistik bewegte er sich unterhalb der Relevanzgrenze, wurde im Jahr kaum öfter als ein-, zweimal ausgeführt. Am 1. Juni 1959 aber begann sein Siegeszug zum Volksverbrechen, das im Jahre 1966 an jedem Tag, an dem in Westdeutschland Bank- und Sparkassenfilialen ihre Schalter geöffnet hatten, wenigstens einmal verübt wurde. Ausübende waren dabei in den wenigsten Fällen schwerbewaffnete Berufsverbrecher, sondern in der Überzahl kleine, kriminell noch nie in Erscheinung getretene Leute, wie kaufmännische Angestellte, Hausfrauen, Taxifahrer, Bundeswehrangehörige oder Polizeibeamte, die sich auf diese Weise ihre Scheibe von der langen Wohlstandssalami abzuschneiden versuchten.

Sie alle eiferten einem unscheinbaren Manne nach, der an jenem 1. Juni des Jahres 1959 mit einem gestohlenen Schülerfahrrad in die Hamburger Innenstadt fuhr, es am Adolfsplatz 7 gegen die Wand des pompösen Gebäudes der Deutschen Bank AG lehnte, seine Metallklammern von den Hosenbeinen streifte und dann mit einer zerschlissenen Aktentasche unter dem Arm den Schalterraum betrat. Hinter der blinkenden Glastür blieb er einen Augenblick mutlos stehen. In der großen Halle befanden sich an die hundert Menschen, Bankkunden, Kassierer, Kontoristinnen, und es gab wenigstens ein halbes Dutzend Schalter, hinter denen sich gebündelte und lose Geldscheine häuften, nach denen es ihn verlangte. In der rechten Manteltasche trug er wohl eine scharf geladene und entsicherte Pistole, aber damit die vielen Menschen in Schach zu halten, schien ihm plötzlich ein aussichtsloses Unternehmen. Die zurückpendelnde Glastür fuhr ihm ins Kreuz und gab ihm den letzten Anstoß. Er stolperte in die Halle hinein, ging dann, um nicht weiter aufzufallen, auf den ersten besten Schalter zu, der gerade frei war, und sagte zu einem älteren Bankangestellten mit randloser Brille: „Bitte, ein Auszahlungsformular." Der Angestellte drehte sich zur Seite, nahm eines der gestapelt liegenden Formulare und wendete sich wieder seinem vermeintlichen Kunden zu. Er sah auf den Lauf einer Pistole. „Hände hoch, gehen Sie zurück!" hörte er den Mann aufgeregt sagen. Er kam gar nicht dazu, die Hände zu heben. Der Mann mit der Pistole in der Hand war schon auf den Schaltertresen geklettert, sprang von oben auf ihn zu, in die Schalterkabine hinein, stieß ihn gegen die Brust, daß er zurückstolperte und hinfiel. Noch ehe er sich erheben und zum Alarmknopf stürzen konnte, hatte der Bankräuber schon am Tisch mit den Geldbündeln seine Aktentasche gefüllt und war über den Tresen in die Schalterhalle zurückgehechtet.

Völlig unfaßbar aber war für den Bankbeamten, daß nicht einer der hundert Leute im Raum von dem unglaublichen Vorgang Notiz genommen hatte. Erst als er aufgeregt: „Überfall ... Hilfe ... Polizei!" rief, hoben andere Schalterbeamte die Köpfe, reckten Kunden die Hälse und sahen sich doch nur ungläubig an. „Ich bin eben überfallen worden. Hier ist einer über den Tresen geklettert und hat Geld gestohlen." Umständlich und zeitraubend mußte er noch einmal erklären, was sich zugetragen hatte, aber noch immer schien ihn niemand zu verstehen. Statt dem flüchtenden Räuber nachzulaufen, drängten sich die Neugierigen jetzt vor seinem Schalter und wollten wissen, wieviel Geld gestohlen worden sei und wie der Mann ausgesehen habe, der es mitnahm ...

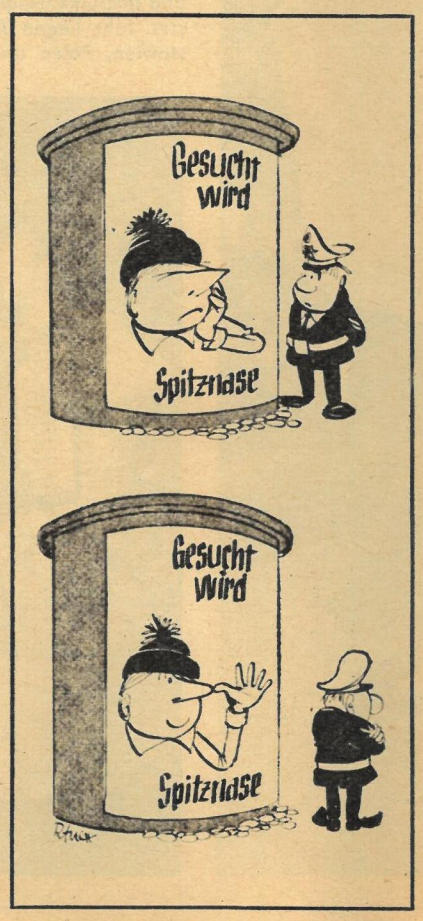
An der gegenüberliegenden Wand des Raumes stand die gläserne Pendeltür schon wieder still. Der Mann mit der Pistole und der gefüllten Aktentasche hatte das Bankhaus ungehindert, ja fast ungesehen verlassen, ehe man sich drinnen einig war, daß ein Bankraub stattgefunden hatte. Minuten zu spät wurde endlich die Alarmanlage betätigt und die Polizei um die mittlerweile aussichtslos gewordene Verfolgung des Täters bemüht. Nicht nur der geradezu risikolose Raub von 20 000 Mark war dadurch ermöglicht, sondern auch noch das Leben zweier beherzter Straßenpassanten aufs Spiel gesetzt worden. Die Eile, mit der der Bankräuber das Gebäude verließ, war einem vorüberkommenden Hamburger Rechtsanwalt und einem von einer Besorgung zurückkehrenden Bankboten verdächtig erschienen. Sie liefen ihm nach, wurden aber, ehe sie ihn festhalten konnten, von dem Räuber niedergeschossen und schwer verletzt. Über den Hof eines Postamtes gelangte er an den Einstieg eines U-Bahn-Tunnels und über die Gleise der U-Bahn-Strecke zum Bahnhof, wo er mit dem nächsten fahrplanmäßigen Zug seine Flucht fortsetzen und spurlos verschwinden konnte.

Die Hamburger Polizei riegelte zwar die Innenstadt und alle Ausfallstraßen ab, konnte aber nicht viel mehr in Erfahrung bringen, als daß der Bankräuber Besitzer einer auffallend großen und spitzen Nase sei. Darauf spitzten sich buchstäblich alle Aussagen zu. Ebenso gipfelten die Schilderungen der Bankkunden, von denen die meisten dem Vorgang keinerlei Beachtung geschenkt hatten, in der eingängigen Formulierung, er habe den Raubüberfall so unheimlich und lautlos wie ein Phantom ausgeführt. Von der Boulevardpresse mit entsprechenden Schlagzeilen ausgeschmückt, wurde so für alle erfolgreichen Bankräuber der Markentitel „Phantom Spitznase" geprägt.

Für die Hamburger Kriminalpolizei aber wurde „Spitznase" zu einem Alptraum. Nicht allein, daß Tausende Männer, die mehr oder weniger spitze Nasen ihr eigen nannten, von übelwollenden Nachbarn, Kollegen, ja sogar Ehefrauen angezeigt wurden, wenn sie in den folgenden Tagen in Lokalen, Kaufhäusern oder Juwelierläden einen Hundertmarkschein sehen ließen; plötzlich erinnerten sich auch Opfer und Zeugen anderer, meist Jahre zurückliegender und nicht aufgeklärter Bankräubereien daran, daß ihr Täter genau so eine spitze Nase im Gesicht gehabt hatte und genauso phantomartig zu Werke gegangen war wie der Räuber in der Deutschen Bank. Dutzende alter, längst als nicht mehr aufklärbar abgelegter Vorgänge mußten hervorgekramt und neu überprüft, Hunderte völlig harmloser Bürger mit spitzen Nasen vorgeladen und vernommen werden.

Unbekümmerter als die Beamten des Raubdezernates gingen aber die Zeitungsreporter den spitzen Nasen nach und veröffentlichten bald lange Listen ähnlicher Raubzüge, die bis in das Jahr 1952 zurückreichten und alle auf das Konto „Spitznase" gebucht wurden. Dazu wurden Zeichnungen des vermeintlichen Supergangsters angefertigt

Der Alptraum der Hamburger Kripo. Wer steckt hinter der Maske?



und veröffentlicht. Das „Hamburger Abendblatt" schrieb: „Von der Polizei muß endlich gefordert werden, daß alle, aber auch alle Anstrengungen unternommen werden, um diesem Mann, der fast zu einer Hamburger Einrichtung geworden ist, das Handwerk zu legen."
Wohl oder übel mußte sich die Hamburger Kriminalpolizei diese Theorie zu eigen machen und eine Sonderkommission „Spitznase" gründen. Kripochef Dr. Land untermauerte in einer schleunigst einberufenen Pressekonferenz diese Maßnahme kriminalwissenschaftlich: „Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die sogenannte Perseveranz. Darunter versteht man den Hang des Gewohnheitsverbrechers, gleiche Straftaten nach der gleichen bewährten Methode auszuführen. Wir haben jetzt festgestellt, daß mindestens zehn Banküberfälle, die bis in den Januar 1952 zurückreichen, diese Perseveranz, also die gleichen oder sich doch sehr ähnelnden Tatmerkmale gemein haben. Diesen Spuren werden wir jetzt nachgehen, und ich denke, daß ich in möglichst kurzer Zeit mitteilen kann, daß ‚Spitznase' gefaßt ist."
Der „Spiegel" allerdings teilte die Erkenntnisse und Hoffnungen des Hamburger Kripochefs nicht und schrieb spitzfindig: „Gibt es ‚Spitznase' wirklich? Ist er nicht womöglich nur eine Legende, und zwar eine brauchbare Legende für die Polizei, der ein phantomhafter, also kaum zu fassender Alleintäter natürlich gelegener kommt als zehn ganz normale Bankräuber, die eigentlich längst hinter Schloß und Riegel sein müßten?"
Schlimmer als Spiegel-Kritik und Perseveranz-Zweifel war indessen, daß „Phantom Spitznase" nach der von jedem Kriminalisten gefürchteten Theorie über die sogenannten Nachahmungsdelikte nun erst richtig von sich reden machte und der Kripo keine Zeit mehr ließ, alte ungeklärte Vorgänge aufzuklären, sondern sie mit einer Serie neuer Bankräubereien in Atem hielt. Im Juli, September, Oktober, November und Dezember wurden allein im Stadtgebiet von Hamburg sechs Geldinstitute nach der erprobten Methode „Hände hoch, Sprung über den Tresen, Geld in die Tasche, spurlos verschwinden" geschröpft und um 121 000 Mark erleichtert.
Am 25. Mai 1960 war dann die Dresdner Bank in der Langen Reihe an der Reihe. Wieder war es nach Zeugenbekundungen ein spitznäsiger Räuber gewesen, der dort 35 000 Mark abkassiert hatte. Am 9. Dezember 1961 und am 12. Januar 1962 wurde die Volksbank Reinbeck bei Hamburg gleich zweimal von einem „spitznäsigen" Täter heimgesucht, am 30. November 1962 gar noch die um die Ecke gelegene Commerz-Bank-Filiale. Danach dehnte „Spitznase" seinen Arbeitsbereich aus. In den Jahren 1963 bis 1965 „bat" er in Aumühle, Bispingen, Lüneburg, Neumünster und Hannover-Langenhagen die Kassierer um ihre Kasse, bekam dabei unbeanstandet wie immer Beträge zwischen 10 000 und 20 000 Mark ausgehändigt.

Wieder einmal ist „Spitznase" entwischt. Vergeblich suchen die Polizisten die U-Bahn-Strecke ab.

Das einträglichste „Hände-hoch-Geschäft" gelang ihm aber am 14. Oktober 1965 in der Volksbankfiliale des bekannten Kurbades Oeynhausen. Nicht mehr mit dem Fahrrad wie in den Anfängerzeiten, sondern, wie es mittlerweile bei Bankräubern standesgemäß geworden ist, im gestohlenen Wagen, einem Opel-Rekord, fuhr „Spitznase" morgens um einhalb zehn Uhr vor dem

Über 187 000 DM Beute

15 Sparkassen-Überfälle in knapp drei Wochen

Dem Bankräuber auf der Spur?

War es wieder „Spitznase"?

Maskierter Einzelgänger erbeutete über 17 000 Mark durch Banküberfall

Bankunternehmen in der Viktoriastraße vor. Sieben Personen befanden sich zu dieser Zeit im Schalterraum. Der dreiundfünfzigjährige Kassierer Helmut Lahme, ein jüngerer Bankangestellter, vier Kontoristinnen und eine Kundin, die am Sparschalter bedient wurde. Keine Spur von Aufregung oder gar Angst war „Spitznase" mehr anzumerken, als er eintrat. Freundlich grüßte er: „Guten Morgen", ging dann aber nicht überhastet zum Schalter, sondern erst zu einer kleinen Bank für wartende Kunden, stellte dort seine abgegriffene Aktentasche ab und entnahm ihr in aller Ruhe seine Pistole, ohne weiter darauf zu achten, ob ihn jemand beobachten könnte.
Der Kassierer Lahme hatte ihn ohnehin nur eines kurzen Blickes gewürdigt, mürrisch seinen Gruß erwidert und seine eben erst aus dem Tresor geholten Geldscheinpacken weitergezählt. Die Kontoristinnen waren mit einem Schwätzchen beschäftigt, und der junge Bankangestellte mußte seiner Kundin die Jahreszinsen für ihr kleines Sparguthaben vorrechnen. Wer auch sollte auf den Gedanken kommen, daß dieser blaßgesichtige, unauffällige Mann im grauen Mantel Westdeutschlands berüchtigtster Bankräuber sein könnte, wer ahnen, daß in seiner abgewetzten Ledertasche schon Hunderttausende geraubte Mark abtransportiert worden waren. Außerdem: Seit in Westdeutschland Bankräubereien zur Alltagskriminalität zählten, so häufig waren wie Autodiebstähle und Sittlichkeitsverbrechen, hatte jeder Bankdirektor Rundschreiben an seine Kassenangestellten erlassen: Nur kein Heldentum, Leute. Wenn euch jemand mit der Pistole bedroht und Geld fordert, gebt es ihm. Die Firma ist versichert und bekommt jede Mark zurückerstattet. Und in mündlichen Belehrungen war dazu gesagt worden: Wir sind nicht dazu da, der Polizei die Arbeit abzunehmen. Wenn die so etwas nicht verhindern kann, können wir das erst recht nicht! –

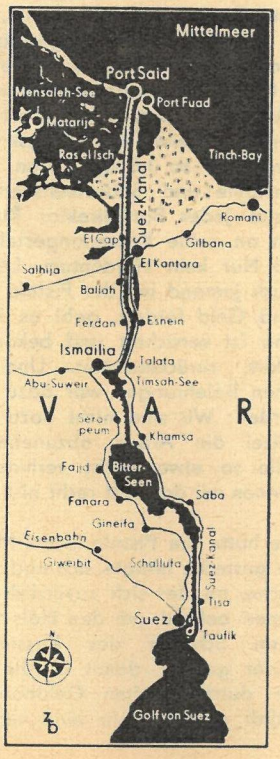
Spitznase hatte die Pistole in die Manteltasche gesteckt, hängte sich noch die Aktentasche, an der sich zusätzlich ein Lederriemen befand, um den Hals und ging zum Schalter des Kassierers Lahme, der gerade damit beschäftigt war, die durchgezählten Geldbündel, übersichtlich geordnet, in eine vergitterte Kommode zu legen. Er rückte die Packen noch einmal zurecht und überrechnete in Gedanken, ob die Summe auch für den Giroverkehr ausreichen würde. 120 000 Mark hatte er dem Tresor entnommen.
Ein unterdrückter Aufschrei unterbrach seine Rechnerei. Eine der Kontoristinnen rief noch ängstlich „Herr Lahme", dann sah er selbst, was vorging. Über ihm, auf dem Bankschalter, stand der Mann im grauen Mantel, eine Mütze tief ins Gesicht gezogen, in der rechten Hand eine Pistole, deren Lauf auf die jungen Mädchen gerichtet war.
„An die Wand da hinten, und keine Bewegung!" kommandierte er und richtete dann den Lauf der Pistole auf den Kassierer.
„Zurück! Gehen Sie zurück! Noch weiter! Bis hinten an die Wand!"
Kassierer Lahme sah schnell zu seinem Kollegen hinüber, wollte ihm noch einen Wink geben, den Alarmknopf zu drücken, doch der junge Mann stand schon an der Wand, hatte sogar die Hände über den Kopf gehoben. Die ältere Frau an seinem Schalter preßte mit zittrigen Fingern ihr Sparbuch und ihre Handtasche an die Brust und jammerte leise: „Um Gottes willen, um Gottes willen, hier ist doch ein Kurort!"
Lahme gehorchte darauf ebenfalls, ging langsam Schritt um Schritt zurück, stieß gegen einen Stuhl, stolperte weiter zurück bis an die Tür mit dem Schild „Filialleiter".
Der Mann auf dem Bankschalter sprang herunter, nahm die Pistole in die linke Hand, trat an die vergitterte Kommode, machte eine knappe Kniebeuge und fegte mit einer einzigen weit ausholenden Bewegung des rechten Armes 120 000 Mark in seine Aktentasche, die er mit der linken Hand bereithielt. Für ein paar Sekunden war seine Pistole außer Gefecht gesetzt. Alle im Raum sahen es, starrten auf das matte brünierte Stück Eisen, das jetzt dazu verwendet wurde, Geldscheine in die Ledertasche zu stopfen. Ein paar Bündel gingen nicht mehr hinein, fielen auf den Fußboden.
Wenn er sich jetzt nach ihnen bückt, könnte man den Alarmknopf erreichen, um Hilfe rufen, sich auf ihn stürzen und ihm die Pistole entreißen.

Fortsetzung folgt

KILOMETERSTEIN DES TODES

„Es ist Ende Januar. Grelle Sonne liegt über dem Bittersee. Fünfzehn Schiffe von acht Nationen harren hier ihres Schicksals, seit dem Juni vorigen Jahres, als die israelische Aggression sie während der Passage durch den Suezkanal überraschte. Die VAR war bereit, den Bitten der Schiffahrtsnationen entgegenzukommen, die Ausfahrt zu den Weltmeeren zu öffnen. Am Kilometerstein 94 frage ich den schwedischen UNO-Beobachter Calais nach den Aussichten. Sein Achselzucken läßt erkennen, daß mit Zwischenfällen gerechnet werden muß, doch man will an die humanitäre Aktion glauben.

Das Leitboot taucht aus dem Nebelvorhang auf, dann die Schlepper. Der eine nahe am Westufer, der andere in gemessenem Abstand vom Ostufer. Ein dickes Schleppseil spannt sich dazwischen, das auf dem Kanalgrund entlanggleitet. Taucher gehen in die Tiefe. Ingenieur Mashrur Achmed Mashrur, Präsident des bewährten Kollektivs der Suezkanalverwaltung, erklärt zu der Aktion: ‚Diese Operation gestattet es noch nicht, die Hindernisse im Kanal zu bergen. Wir müssen uns jetzt lediglich darauf konzentrieren, eine Passage um die Wracks herum frei zu machen.' Doch kaum sind diese Worte gesprochen, da kommen die grünen Gefechtsuniformen der Aggressoren hinter den Sandhügeln des Ostufers hervor. Schüsse peitschen durch das Wasser. Die Boote sind Zielscheibe massiven Beschusses. Ein Techniker bricht zusammen. Und nur der einsetzende Feuerschutz der ägyptischen Verteidigung kann verhindern, daß israelische Kugeln noch mehr Menschen morden."



Diesen Augenzeugenbericht unmittelbar vom Suezkanal kabelte DDR-Rundfunkkorrespondent Horst Käubler an zb. Seitdem sind Wochen vergangen. Die Ozeanfrachter blieben im Großen und im Kleinen Bittersee. Die Hoffnung auf ihre Freisetzung lebte nur drei Tage. Nicht Nasser, wie die westliche Propaganda behauptet, versperrt den wichtigen Wasserweg. Er hat seinen guten Willen bewiesen. Hinter den israelischen Maschinengewehrgarben und Artilleriegeschossen verbergen sich weitreichendere Gründe, als die Provokation zuerst vermuten ließ. Die VAR politisch zu erpressen, sie als Kanalverwalter zu diskreditieren und ihr eine lebenswichtige Einkommensquelle zu entreißen, ist das Nahziel des Aggressors und seines reichen Helfers aus Übersee. Allein im Januar 1967 – also ein halbes Jahr vor dem barbarischen Überfall – registrierte die ägyptische Kanalverwaltung die Passage von 2000 Schiffen. Aus der Deviseneinnahme von rund 8 Millionen Pfund Sterling füllte die VAR-Regierung schon das Defizit zwischen Verbrauch und Eigenproduktion im eigenen Lande auf. So ist leicht auszurechnen, welch enormer Schaden durch das Ausbleiben dieser Devisen entstanden ist. Dennoch hat die VAR allen Erpressungen standgehalten. Wirkliche Freunde halfen und helfen in den bitteren Stunden.

Allerdings geht die Blockade auch über die Interessen Israels hinaus. Der Ausfall dieser Wasserstraße zwischen Westeuropa und seinen Öllieferanten in Mittelost hat den USA-Monopolen in Texas den Vorteil des kürzeren Weges geschenkt. Damit sind sie gegenüber den sonst billigeren Mittelostlieferanten konkurrenzfähig geworden. 21 US-Ölgesellschaften bildeten verdächtig schnell das „Erdöl-Versorgungskomitee für Europa", das höhere Marktanteile in Westeuropa sicherstellen soll. Seit der Juniaggression steigen die amerikanischen Förderziffern für Erdöl ständig an.

Am Kilometerstein 94 liegen gefährliche Räuber an der einst belebten und friedlichen Handelsstraße. 15 Prozent des Welthandels wurden früher über den Kanal abgewickelt. Der Schaden ist groß für alle, die diesen Wasserweg benutzten. Die israelischen Aggressoren sind nicht nur eine Gefahr für den Welthandel, sondern auch für den Frieden im arabischen Osten.

Fotos: Käubler (2), Dr. Langer (Color), Archiv (2)

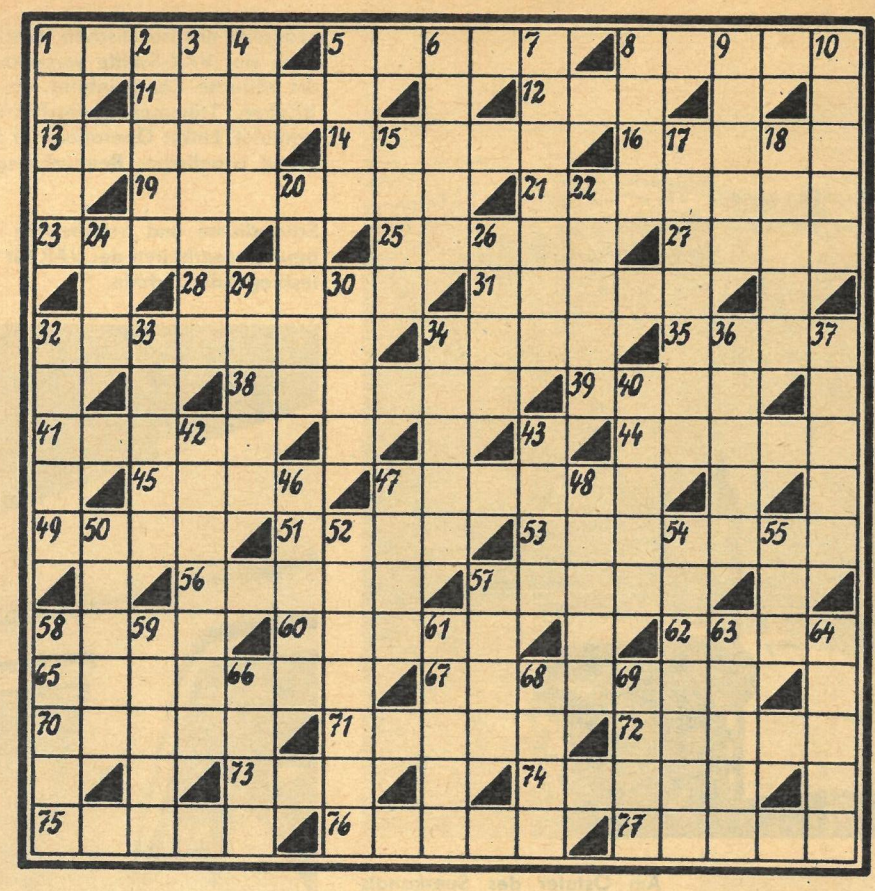
Während des israelischen Überfalls auf die VAR wurden in der Suezkanalzone vier VAR-Schiffe versenkt. Der Tanker „Magd", 5000 BRT, blockiert die südliche Kanaleinfahrt. Im Kanalbett werden Teile zerstörter Pontonbrücken, Trümmer abgeschossener Flugzeuge, Kraftwagen und Waffen vermutet. Links: Operation der Schiffe der Suezkanalverwaltung, im Hintergrund israelischer Beobachtungsposten.

Schwedische und französische UNO-Beobachter beaufsichtigten die Vorbereitungsarbeiten der VAR für die Freisetzung der seit Juni vorigen Jahres festliegenden Schiffe.

Am Ostufer des Suezkanals sind die Soldaten des Aggressors in Stellung gegangen. Das geschah mit ausdrücklicher Billigung der amerikanischen Regierung.

Durch die Blockade erleidet der Welthandel großen Schaden. Der Weg um Afrika verlängert die Schiffahrtslinien um jeweils 3500 Meilen. 60 Schiffe, drei Viertel davon waren Tanker, passierten vor der Aggression täglich den 173 Kilometer langen Wasserweg.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Modetanz, 5. Reise, 8. Telefonat, 11. französischer Opernkomponist († 1871), 12. Nebenfluß der Maas, 13. Futterbehälter (Mz.), 14. Blutgefäß, 16. Blume, 19. Steinobst, 21. Halbinsel Rügens, 23. Fläche, Kampfplatz, 25. deutscher Regisseur († 1966), 27. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 28. Wäschestück, 31. Lärm, Aufsehen, 32. nordamerikanischer Indianerstamm, 34. Schwimmvogel, 35. schweizerischer Nebenfluß des Rheins, 38. Gestein, 39. Nutztier, 41. Auffahrt, 44. Zimmerpflanze, 45. Wandschmuck, 47. Angehöriger eines Bantuvolkes, 49. Schwung, 51. Abscheu, 53. Fahrzeugteil, 56. Zeichner des Berliner Proletariats, 57. Sternbild, 58. Pfeifentabak, 60. Körnerfrucht, 62. Hafenstadt am Don, 65. Hochtal in Graubünden, 67. italienischer Baumeister des 15. Jahrhunderts, 70. oberitalienische Hafenstadt, 71. Streichinstrument, 72. Gewässer, 73. Männername, 74. Grünfläche, 75. Kosakenataman, 76. Prosawerk, 77. Transportgerät.

Senkrecht: 1. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 2. Behältnis, 3. Hafenstadt am Eriesee, 4. norwegischer Mathematiker († 1829), 5. Anrede, 6. von Schiller gegründete Literaturzeitschrift, 7. Fährschiff, 8. Nebenfluß der Kura, 9. feierlicher Brauch, 10. langgestreckte Meeresbucht, 15. Vorzeichen, 17. tschechischer Komponist († 1884), 18. einjähriges Fohlen, 20. Land, Feld, 22. Nebenfluß der Weser, 24. deutscher Spanienkämpfer († 1961), 26. Stadt in Belgien, 29. Fanggerät, 30. sagenhafter Stammvater eines Riesengeschlechts, 32. Saiteninstrument, 33. Gesellschaftstanz, 34. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 36. Greifvogel, 37. Präsident des DTSB, 40. Tafelgemälde, Heiligenbild, 42. österreichische Alpenlandschaft, 43. Campingzubehör, 46. Hauptstadt der Indischen Union, 47. Landstreitkräfte, 48. Entwicklungsstand, 50. Teil mancher Möbel, 52. deutscher Dichter (Drama „Sturm und Drang"), 54. Riß, Schramme, 55. finnische Hafenstadt, 57. Stadt in Bayern, 58. deutscher Chemiker und Porzellantechniker († 1893), 59. Frauenname, 61. Wüstenwind, 63. Stadt in Mittelitalien, 64. Gefäß, 66. Kurort in 34 senkrecht, 68. Stadt in der Schweiz, 69. Pflanzenkrankheit.

SILBENRÄTSEL

a a an ba bal band baum be bin born da da dei del den der der dew di di dik drin dung e e e ein ein ent es ex ga gon he hoff i i il jes ka kand krit kur la lang le le le le lek len ler les li lin lu mar me mo ne ne no now nu nus ny o on par pe po ra ra ral re re ri ri ri ri sa sa sel set si skiz sos stik struw su sul ta tar tat tät te ter ter ti tra u um un us vel war weiß wel wel ze ze zel zen zi zy

Es sind siebenunddreißig Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch und seinen Verfasser ergeben.

1. Standort der Maxhütte, 2. Altmenschengruppe, 3. Entwurf, 4. Lehrausflug, 5. Wirklichkeitstreue, 6. Kopfbedeckung, 7. ungarischer sozialistischer Romanschriftsteller, 8. Hülle, Umschlag, 9. russischer Physiker, Entdecker des Lichtdruckes, 10. Übereinstimmung, Wesensgleichheit, 11. Titel des ersten deutschen Kinderbilderbuches, 12. südpolnische Stadt, 13. Sternbild des südlichen Himmels, 14. Stadt in der Usbekischen SSR, 15. Berliner Schauspieler, 16. Platinmetall, 17. Schmetterlingsblütler, Grünfuttergewächs, 18. Komponist der Operette „Das Schwarzwaldmädel", 19. Samoa-Insel, 20. Antilopenart, 21. Geburt, 22. Zahlwort, 23. sowjetischer Maler, Bildhauer und Graphiker, 24. bayrischer Mädchenname, 25. Nebenfluß des Amur, 26. Schauspieler und Theaterleiter, NPT († 1966), 27. Hochgebirgspflanze, 28. Wappenkunde, 29. Ergebnis, 30. Bootstyp bei Naturvölkern, 31. kürzere Erzählung, 32. griechischer Gott des Weines, 33. Autor des Romans „Die Karwoche", 34. Teemaschine, 35. eingedickter Süßholzsaft, 36. Oper von Richard Strauss, 37. nordamerikanischer Schwarzbär.

1. .....
2. .....
3. .....
4. .....
5. .....
6. .....
7. .....
8. .....
9. .....
10. .....
11. .....
12. .....
13. .....
14. .....
15. .....
16. .....
17. .....
18. .....
19. .....
20. .....
21. .....
22. .....
23. .....
24. .....
25. .....
26. .....
27. .....
28. .....
29. .....
30. .....
31. .....
32. .....
33. .....
34. .....
35. .....
36. .....
37. .....

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 12

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Aga, 4. Usboi, 8. Erkel, 12. Alk, 15. Gurt, 16. Mlawa, 17. Dill, 18. Iskar, 21. Tadel, 22. Eklat, 23. Salbe, 25. Neubauer, 26. Garne, 27. Modell, 28. Oise, 29. Dam, 30. Elm, 32. Aare, 34. Niello, 36. Pan, 38. Ananas, 41. Geld, 43. Alaun, 45. Adele, 46. Kant, 49. Triode, 51. Adler, 52. Uganda, 54. Inber, 55. Etat, 56. Zone, 58. Ulme, 61. Omar, 63. Rhone, 64. Agenda, 67. Sturm, 69. Kerala, 71. Rune, 72. Basis, 74. Imago, 76. Samt, 78. Niesel, 79. See, 80. Athene, 82. Omen, 84. Lot, 86. Ill, 88. Halo, 91. Merian, 94. Riesa, 95. Ammoniak, 97. Amara, 98. Tanne, 99. Tuwim, 100. Bebra, 101. Prim, 102. Agger, 103. Nero, 104. Los, 105. Nette, 106. Rasur, 107. Egk. – Senkrecht: 1. Leino, 2. Arkus, 3. Agra, 4. Urteil, 5. Star, 6. Omega, 7. Illampu, 8. Ewenen, 9. Rakel, 10. Edam, 11. Litoral, 12. Alse, 13. Kalla, 14. Siele, 19. Seife, 20. Abend, 24. Alaska, 29. Dolde, 31. Made, 33. Rind, 35. Lao, 37. Anatomie, 39. Nerz, 40. Neun, 41. Gaidar, 42. Libyen, 44. Aetius, 45. Alpaka, 47. Angora, 48. Talent, 49. Trud, 50. Ilm, 53. Gera, 57. Oka, 59. Labe, 60. Esse, 62. Regal, 65. Guam, 66. Nenner, 68. Till, 70. Rot, 73. Astatin, 75. Meister, 76. Sehne, 77. Molar, 79. Stiege, 81. Hummer, 82. Opale, 83. Email, 85. Ornat, 87. Laura, 89. Aibek, 90. Okapi, 92. Raps, 93. Name, 95. Ainu, 96. Oboe.

Wörter in Kreisen: 1. Debet, 2. Begas, 3. Samum, 4. Mungo, 5. Logik, 6. Kreml, 7. Mensa, 8. Asket, 9. Otter, 10. Tosca, 11. Achat, 12. Tarlé, 13. Elemi, 14. Reims, 15. Biber, 16. Binom, 17. Motte.

Kreuzband. Von links oben nach rechts unten: 1. Tal, 2. Basar, 3. Regel, 4. Beton, 5. Lager, 6. Votum, 7. Gasol, 8. Danae, 9. Rispe, 10. Balsa, 11. Neige, 12. Welle, 13. Moa. – **Von rechts oben nach links unten:** 3. Rat, 4. Besan, 5. Legal, 6. Vater, 7. Gogol, 8. Daten, 9. Rasur, 10. Binom, 11. Nasal, 12. Welpe, 13. Meise, 14. Wolga, 15. Ale.

Eine hervorragende Bilanz der vorjährigen Produktion zog zu Beginn dieses Jahres eine LPG im Bezirk Potsdam, die schon des öfteren durch ihre vorbildliche Arbeit und ihre beispielgebende Initiative auf sich aufmerksam gemacht hat. Mit noch weiteren acht Betrieben bildet sie eine Kooperationsgemeinschaft, die zu Ehren des 20. Geburtstages unserer Republik alle Werktätigen der Landwirtschaft mit ihrem Programm „Für uns, für unsere Republik: Besser rechnen und wirtschaften!" zum Wettbewerb um höhere Erträge aufrief. Wie lautet der Name der LPG, und wo befindet sie sich?

Senden Sie bitte Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 13) bis zum 29. März 1968 an Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14 b.

Zur Auslosung kommen in unserem DDR-Quiz:

1 Gewinn zu 50 Mark und
5 Gewinne zu je 10 Mark.

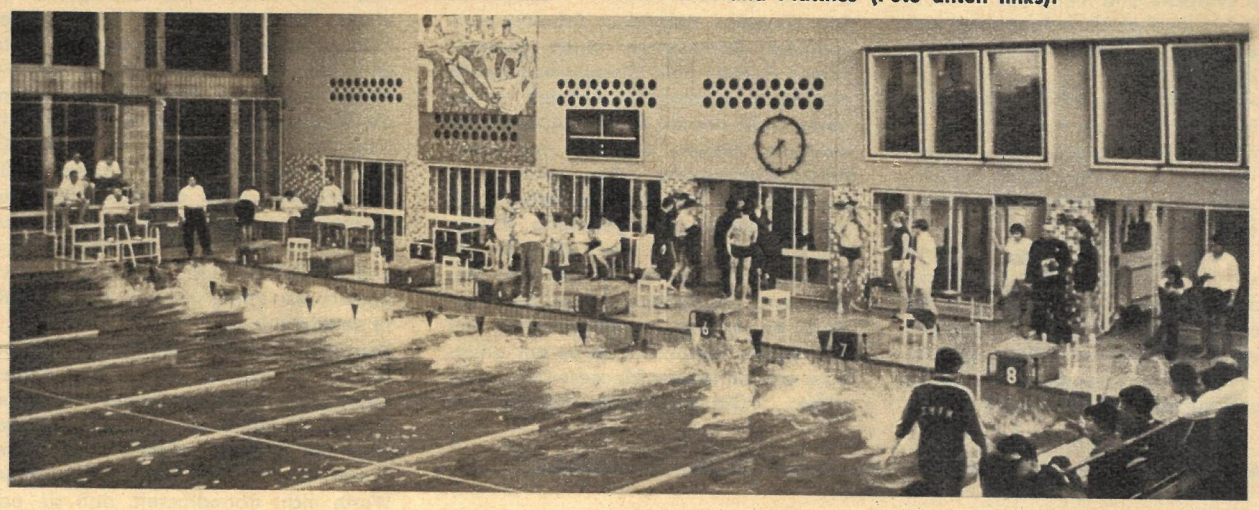
Lösung DDR-Quiz 9: c) Transistoren für die Elektronik. Es gewannen **50 Mark:** Soldat Peter Ketting, Glowen; **je 10 Mark:** Isolde Wechselberger, Rammelburg; Renate Langer, Schwarzenberg; Sabine Kremtz, Elbersdorf; Wolfgang Schulz, Döbern; Hans Merfort, Wittenberge.

Die Kleinen und die Großen

Der Schwimmwettbewerb 1967 für die allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen, der alljährlich vom Deutschen Schwimmsport-Verband der DDR und unserer Zeitschrift „Zeit im Bild" veranstaltet wird, fand kürzlich in der Magdeburger Elbe-Schwimmhalle einen würdigen Abschluß. Auf der höchsten Treppe des Siegerpodestes stand der 12jährige Uwe Bergunde, der für den Sieger, die Polytechnische Oberschule Möhlau, Wanderpokal, Ehrenpreis und Urkunde entgegennahm. „Fast hätte Zschornewitz gewonnen", erzählte Schwimmeister Krost, der die Schüler beider Orte unterrichtet, „aber Möhlau brachte 13 Kinder mit dem Schwimmabzeichen Stufe II aus dem Kindergarten in die 1. Klasse, und das gab den Ausschlag." Der Pokal war im vergangenen Jahr heiß umstritten, und so nahm der Wettbewerb einen beträchtlichen Aufschwung. DSSV-Präsident Dr. Zorowka konnte mitteilen, daß die Teilnehmerzahl im vergangenen Jahr um mehr als das Doppelte höher war als 1966. In die Wertung kamen die Meldungen von 215 Schulen mit 101 103 Schülern, von denen 16 014 das Schwimmabzeichen Stufe III, 27 618 das der Stufe II und 14 293 das der Stufe I erwarben. Demnächst wird der Startschuß für den Wettbewerb 1968 erfolgen, des Jahres der II. Kinder- und Jugendspartakiade und der Olympischen Spiele.

Der Rahmen dieser Siegerehrung, die Wettkämpfe um die Deutsche Mehrkampfmeisterschaft mit den Großen unseres DDR-Schwimmsports war nicht zufällig gewählt. Denn aus der großen Schar der Kleinen, die an dem Schwimmwettbewerb der Schulen teilnehmen, werden eines Tages unsere Olympiateilnehmer von morgen kommen.

Glückwunsch des DSSV-Präsidenten Dr. Zorowka für die sechsjährige Kerstin Allner und Herbert Weber (beide Zschornewitz), für Uwe Bergunde, Möhlau, und Brigitte Finkewitz (verdeckt), Luckenwalde. Wenig später auf dem gleichen Podest: Weltrekordler Roland Matthes (Foto unten links).



Ehrentafel Schwimmwettbewerb 1967

Platz	Preis	Schule und Ort	Zahl der Schüler	Schwimmsportabzeichen Stufe I	Stufe II	Stufe III	Punkte je Schüler
1.	Wanderpokal und 1000,– M	Polytechnische Oberschule Möhlau	302	28	82	161	12,00
2.	Ehrenurkunde und 500,– M	Polytechnische Oberschule „Pestalozzi" Zschornewitz	661	37	130	442	11,10
3.	Ehrenurkunde und 300,– M	Polytechnische Oberschule Luckenwalde	303	31	79	155	11,00
4.	Ehrenurkunde	Polytechnische Oberschule Großörner	422	98	110	132	10,85
5.	Ehrenurkunde	Oberschule Dieskau (Saale)	342	58	48	166	10,83
6.	Ehrenurkunde	Oberschule Meinsdorf Kreis Roßlau	232	30	88	95	10,72
7.	Ehrenurkunde	Geschwister-Scholl-Schule Wittenberg	621	89	207	251	10,30
8.	Ehrenurkunde	Oberschule XII Dessau	962	177	313	342	10,23
9.	Ehrenurkunde	Herderschule Rostock	603	120	251	204	10,10
10.	Ehrenurkunde	Oberschule Wiednitz	183	23	78	48	9,62

Fotos: Buschmann
Text: Graban

OLYMPIA UND DIE DEUTSCHEN

15

TATSACHENBERICHT VON KLAUS ULLRICH

Die XI. Olympischen Spiele in Berlin sollten im Großen vollenden, was Garmisch-Partenkirchen bereits zu einem Teil bewirkt hatte: Die Welt sollte über die wahren Absichten und Pläne Hitler-Deutschlands getäuscht werden. Man wollte ihr ein Riesenspektakulum vorführen; bunter Glanz und Massenchöre sollten das Elend der Verfolgten und Gejagten vertuschen. Selbst der greise Baron de Coubertin, den man aufgefordert hatte, eine Rundfunksendefolge über die Olympischen Spiele mit einem Vortrag zu eröffnen, glaubte den Versicherungen der deutschen IOC-Mitglieder und rühmte die gigantischen Vorbereitungen. „Die Olympischen Spiele feiern heißt, sich auf die Geschichte berufen. Sie ist es, die am besten den Frieden sichern kann", sagte er in seiner Rundfunkansprache am 4. August 1935 und schloß mit den Worten: „Am Ende meiner Tage angelangt, habe ich dies Herannahen der XI. Olympiade benutzt, um Ihnen meine Wünsche und meinen Dank auszusprechen und gleichzeitig meinen unerschütterlichen Glauben an die Jugend und die Zukunft."

Coubertins Glaube war begründet, doch konnte er aus der Ferne seiner Schweizer Villa kaum ahnen, wem dieser Glaube vor allem gelten mußte: denen, die gegen die Verhöhnung der olympischen Idee kämpften!

Der weltberühmte Dichter Heinrich Mann, aus Deutschland vertrieben, sprach am 6. Juni 1936 auf der Pariser Konferenz der Gegner der Hitlerolympiade: „Der olympische Geist, ist das nicht der Geist des Friedens? Der antike Humanismus sollte auferstehen durch die physische und sportliche Leistung des Menschen, so wie er sich fortsetzt in den Werken des Geistes. Aber ganz im Gegensatz dazu ist der Nazismus nichts anderes als ein Antihumanismus; indem er sich gegen den menschlichen Geist erhebt, muß er auch den wahren Geist des Sports mißachten, da der Sport nichts anderes ist als die freie Ausübung der menschlichen Fähigkeit. Der Nazismus aber sieht in dem Menschen nichts anderes als Material, das er für seine grausamen Zwecke benutzt. Ein Regime, das sich stützt auf Zwangsarbeit und Massenversklavung, ein Regime, das den Krieg vorbereitet und nur durch verlogene Propaganda existiert, wie soll ein solches Regime den friedlichen Sport und freiheitliche Sportler respektieren? Glauben Sie mir, diejenigen der internationalen Sportler, die nach Berlin gehen, werden dort nichts anderes sein als Gladiatoren, Gefangene und Spaßmacher eines Diktators, der sich bereits als Herr der Welt fühlt."

Die illegalen deutschen Arbeitersportverbände formulierten einen gemeinsamen Aufruf: „Die Olympischen Spiele wurden in gewaltigem Ausmaß vorbereitet, nicht um der Friedensidee dieser Spiele zu dienen, nicht um des sportlichen Wettkampfes willen, sondern um die Welt und das deutsche Volk zu belügen. Glänzend aufgezogene Veranstaltungen, fahnen- und girlandengeschmückte Straßenzüge, aufgeputzte Stadien und Sportplätze sollen den Eindruck hervorrufen, als ob es keine Not und keinen Terror, als ob es nur glückliche und zufriedene Menschen im Lande gäbe ... Die olympische Friedensidee wird in den Schmutz gezogen. Man benutzt sie als Kulisse, hinter ihr wird der Krieg vorbereitet!"

Doch die deutschen IOC-Mitglieder verstehen es, ihre Kollegen zu täuschen. Nur der Amerikaner Jahnke bleibt bei seinen Zweifeln. Er verläßt das IOC – aus Protest gegen die Spiele in Berlin. Die Gäste, die aus aller Welt nach Berlin kommen, sehen tatsächlich ein strahlendes Fest, bunte Straßen, eine kaum zu überbietende Organisation, herrliche Sportstätten und nichts von Kriegsvorbereitungen oder Rassenhaß. Schon Ritter von Halt hatte im Winter das sehr gut zu verbergen gewußt!

Aber es gab auch noch genügend tapfere Kämpfer in Deutschland, die die olympische Lüge zu zerreißen trachteten. Der Schriftsteller Walter Radetz hat in seinem großartigen Werner-Seelenbinder-Porträt ausführlich über Werner Seelenbinders Kampf geschrieben. Hier einige Auszüge: „Werner hatte Aussichten, eine Medaille zu erkämpfen. Auf einem Medaillengewinn beruhte der Plan der Illegalen. Siegte Werner, hätte er in der Deutschlandhalle, in der die Ringerwettkämpfe stattfinden würden, die Möglichkeit gehabt, zu einem Interview vor das Mikrophon zu treten. Er hätte in wenigen kurzen Sätzen erklären können, wozu die Faschisten die Olympischen Spiele mißbrauchten: zur Kriegsvorbereitung, um die Gefängnisse und die Gräber der Ermordeten zu verdecken, um Europa in ein Massengrab zu verwandeln.

Die Interviews mit Medaillengewinnern sollten Direktsendungen sein. Ein Genosse beim Rundfunk würde mit einer kleinen illegalen Gruppe zur Zeit des Interviews die technischen Anlagen überwachen und dafür sorgen, daß Werners Worte nicht abgedrosselt, daß sie aus Tausenden von Lautsprechersäulen erklingen würden. Alles war bis ins kleinste vorbereitet.

Im Frühjahr war Werner wieder in Schweden gewesen, hatte sich mit Wolfgang getroffen, noch einmal Material über die Brüsseler Konferenz in Empfang genommen und es fertiggebracht, den schwedischen Masseur als Kurier zu gewinnen.

Als Werner nach einer Stunde seine Fragen beantwortet bekam, erfuhr er Bitteres. Wenige Tage zuvor hatte die Gestapo über neunzig Sportler verhaftet, die dritte illegale Leitung der Kampfgemeinschaft, Alfred Neumann, Hanne Mickinn und ein Dutzend anderer Genossen; ebenso den Rundfunk-Redakteur und seine technische Gruppe, die die Mikrophonaktion vorbereiten und überwachen sollte.

Die deutsche Ringermannschaft fuhr im Omnibus zu den Vorkämpfen in die Deutschlandhalle; aber sie hatten für Werner ihr Ziel verloren. Wozu noch ringen? Wozu? dachte er. Jetzt bin ich wirklich nur noch ein Sportler, der für Hitler um olympischen Lorbeer kämpft. Die ganze Welt sieht mich im weißen Nazisportdreß mit dem Galgenkreuz, auf der Brust den schwarzen, eckigen Adler. Als er zum ersten Kampf gegen den Europameister Bietags aus Lettland antrat, war er noch immer mit diesen Gedanken beschäftigt.

Die Genossen fielen Werner ein. Neunzig Mann verhaftet! Auch sie hatten alles für die Olympischen Spiele eingesetzt, natürlich anders, als Hitler es wünschte. Jetzt saßen sie im Keller der Gestapozentrale in der Albrechtstraße, im Polizeipräsidium am Alex oder draußen in Plötzensee, zerschlagen, gequält. Neunzig Genossen! Warum bin ich nicht bei den neunzig anderen? Weiß man von mir nichts? Weiß man nichts von der Mikrophonsache? Warum bin ich nicht verhaftet, nur ich nicht?

Er zermarterte sich den Kopf, statt zu ringen. Sein Angriff ermüdete bereits, unkonzentriert verteidigte er sich.

Die Zuschauer waren unzufrieden und brüllten. Warum brüllen sie? Weil ich ihnen eine Medaille holen soll! Für Hitler? Und jäh schoß der Gedanke auf: Deshalb bin ich nicht verhaftet! Nach der Olympiade, wenn der ganze Rummel vorbei ist, dann werden sie mich holen, bei Nacht, damit es keinem auffällt. Aber jetzt bin ich gut genug, eine Medaille zu holen!

Seine Gedanken waren wirklich die eines Einsamen, Ratlosen, der wußte, daß er allein gegen die Faschisten nichts tun konnte, und der in dieser Stunde noch keinen Überblick über das Kommende besaß. Die Nerven versagten einfach.

In der Mannschaftskabine warf er sich auf ein Ruhebett mit dem Gesicht auf das harte, lederne Polster. Er weinte.

Es klopfte an die Kabinentür. Ein schmaler, hochstirniger Kopf mit einer dünnen blonden Haarsträhne guckte durch den Spalt, fuhr aber sofort wieder erschrocken zurück. ‚O pardon!' Ehe sich der Spalt wieder schloß, war Werner mit einem Satz an der Tür und riß sie auf. Im Bruchteil von Sekunden hatte er das Gesicht erkannt: der Masseur der Schweden!

Das Gesicht des Schweden hellte sich auf. Er übergab Werner ein Paket. Vier, fünf Pfund mochte es wiegen. Ein Riesenpaket, wenn man bedachte, daß es durch die Zollorgane der Faschisten geschmuggelt worden war. Freudig umarmte Werner den Masseur. ‚Du weißt gar nicht, wie wir darauf gewartet haben.'

Die Flugblätter kamen zu günstigster Zeit. In einem Augenblick, in dem die Faschisten geglaubt hatten, alle kommunistischen Sportfunktionäre, die den Ablauf der Spiele stören könnten, hinter Schloß und Riegel gebracht zu haben, waren Flugblätter Gold wert. Sie entlasteten die verhafteten Genossen. ‚Ich weiß bereits, wie wir die Blätter an den Mann bringen', sagte Werner.

Am anderen Tag verkaufte ein halbes Dutzend Ordner an den Zugängen des großen Olympiastadions ahnungslos die Tagesprogramme. In über dreitausend Heftchen lagen die Flugblätter: ‚Hitlers Olympiade als Kulisse der Kriegsvorbereitung.'

Werner Seelenbinder hatte die vierte Leitung der Kampfgemeinschaft übernommen."

Acht Jahre später schrieb Werner Seelenbinder im Zuchthaus Brandenburg seinen letzten Brief:

„Lieber Vater, Geschwister, Schwägerin und Friedel!

Die Stunde des Abschieds ist nun für mich gekommen. Ich habe in der Zeit meiner Haft wohl alles durchmachen müssen, was ein Mensch durchmachen kann. Krankheit, körperliche und seelische Qualen, nichts ist mir erspart geblieben. Ich hätte so gern gemeinsam mit Euch, mit meinen Freunden und

Er war einer der ganz Großen des deutschen Sports: Werner Seelenbinder.

IOC-Präsident Graf Baillet-Latour, ein Belgier, überreichte 1936 in Berlin Hitler die Ehrenkette des IOC. Zu spät erkannte er, wie ihn die Nazis arglistig getäuscht hatten. An der Spitze faschistischer Truppen marschierte das IOC-Mitglied General von Reichenau in Belgien ein und nahm dafür den „Dank" Hitlers entgegen.

Sportkameraden die Köstlichkeiten und Annehmlichkeiten, die das Leben nach dem Kriege zu bieten hat und die ich jetzt doppelt zu schätzen weiß, erlebt. Das Schicksal hat es nun leider nach furchtbarer Leidenszeit anders über mich bestimmt. Ich weiß aber, daß ich in Eurem Herzen und dem vieler Sportkameraden einen Platz gefunden habe, den ich immer darin behaupten werde. Dieses Bewußtsein macht mich stolz und stark und wird mich in der letzten Stunde nicht schwächer finden."

Es ist vonnöten, hier noch einmal darauf zu verweisen: Einen Monat bevor Werner Seelenbinder hingerichtet wurde. war Dr. Karl Ritter von Halt – Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees, Brigadeführer der SA – Reichssportführer geworden.

An dem Tag, da Werner hingerichtet wurde – so schreibt Walter Radetz –, rief er den Genossen im Hof einen letzten mutigen Gruß zu: „Genossen, hier spricht Seelenbinder. Heute mittag werden wir hingerichtet. Wir sind stark geblieben. Bleibt auch ihr stark! Hitler geht unter. Grüßt die Genossen der Roten Armee!"

Ein halbes Jahr später zog Ritter von Halt mit dem Volkssturm vor die Tore Berlins. Die Rote Armee zerschlug den Haufen, Hitler ging unter!

Im IOC hatten zu dieser Stunde zwei Deutsche einen Sitz: jener letzte Reichssportführer und der Herzog von Mecklenburg. Der Geheime Rat Theodor Lewald hatte zwei Jahre nach den Berliner Spielen ausscheiden müssen. Die „Exzellenz" hatte ihre Schuldigkeit getan, die große olympische Schau war vorüber; es bedurfte keiner Attrappen mehr, als Europa überfallen wurde. Und so mußte Theodor Lewald seinen Nachfolger selbst vorschlagen: General Walter von Reichenau. Er wurde 1938 ins IOC gewählt und schloß den Kreis zu den kaiserlichen Generalen vor dem ersten Weltkrieg.

Das war das IOC-Mitglied, das das Dutzend vollendete: Sohn eines kaiserlichen Artilleriegenerals, der ins Direktorium des Rüstungskonzerns „Rheinmetall" rückte, als er seinen Abschied genommen hatte.

Walter von Reichenau war im ersten Weltkrieg Generalstabsoffizier gewesen, wurde von der Reichswehr übernommen. Als Hitler an die Macht gelangte, war er schon Chef des Ministeramtes im Reichswehrministerium. 1934 beförderte man ihn zum Generalmajor. Als Hitler die Tschechoslowakei überfiel, kommandierte er die Heeresgruppe 4. Die 10. Armee stand unter seinem Befehl, als sie in Polen einfiel.

Der General hatte schon in frühen Jahren den Wert des Sports für die „Bildung der Soldaten" gerühmt. Bereits im ersten Weltkrieg hatte er eine Offiziersabteilung im Berliner Sportclub organisiert. Als seine Armee die Weichsel erreicht hatte, schwamm er mit einem Kommando ans gegenüberliegende Ufer, um dort einen Brückenkopf zu bilden.

„Darum treiben wir Sport, und darum war uns der Sport so wichtig", kommentierte er diese Aktion. Das war gut drei Jahre nachdem in Berlin die olympischen Fanfaren verklungen waren. Man brauchte keine Rücksicht mehr zu nehmen und konnte auch auf alles Gerede von Frieden und Verständigung verzichten. Man sagte der Welt die Wahrheit, keine andere Wahrheit als jene, die schon die kaiserlichen Generale geäußert hatten! Doch diesmal glaubte man erfolgreicher zu sein beim Überfall auf Europa, glaubte all das zu erreichen, was im ersten Weltkrieg gescheitert war! General von Reichenau, Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees, stand an der Spitze der 6. deutschen Armee, als diese Belgien überfiel. Der General marschierte in das Land des IOC-Präsidenten Graf Baillet-Latour ein! Diesen hatte man am 6. November 1935 veranlaßt, eine Erklärung zugunsten der Olympischen Spiele in Berlin abzugeben: „Besucher und Teilnehmer können eines außerordentlich herzlichen Empfangs sicher sein. Sie werden auf keinerlei Beleidigung ihrer Grundsätze stoßen. Die Boykottkampagne geht nicht von den nationalen Olympischen Komitees aus. Mögen alle diejenigen, deren guter Glaube getäuscht wurde, ihre Fehler einsehen und mit uns aufrichtig zusammenarbeiten, damit die Spiele in Berlin und Garmisch eine für die Jugend der ganzen Welt nützliche Demonstration werden."

Es war eine menschliche Tragödie, daß ausgerechnet der Präsident des IOC zu denen zählte, die man am arglistigsten getäuscht hatte. Nun rückte auch noch ein deutsches IOC-Mitglied in sein Land ein, und das Mitglied des IOC General Walter von Reichenau ließ es sich auch nicht nehmen, die Kapitulation Belgiens selbst entgegenzunehmen.

Übrigens: Der Sohn des IOC-Präsidenten verbündete sich mit der belgischen Widerstandsbewegung und fiel im Kampf gegen den Faschismus. Erschüttert von diesem schweren Verlust starb der IOC-Präsident wenige Wochen später, am 6. Januar 1942.

Sechzehn Tage später verließ der nun bereits zum Generalfeldmarschall avancierte von Reichenau seine 6. Armee und wurde schwerkrank nach Hause geflogen. Unterwegs starb er an einem Schlaganfall.

Der Gründer der modernen olympischen Idee hatte den zweiten furchtbaren deutschen Verrat an der olympischen Idee nicht mehr erlebt. Am 2. September 1937 war er bei einem Spaziergang in einem Genfer Park verstorben. Sein Herz wurde im Hain von Olympia eingeschreint, die sterbliche Hülle hoch über den Dächern Lausannes zur letzten Ruhe gebettet.

Die deutschen IOC-Mitglieder waren vollzählig versammelt, als der Baron seinen letzten Gang antrat. In dunklen Gewändern und mit bieder-traurigen Mienen. Tatsächlich trugen sie die olympische Idee zu Grabe!

Fortsetzung folgt

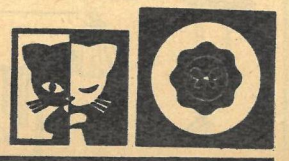
Fotos: Zentralbild (3), Archiv

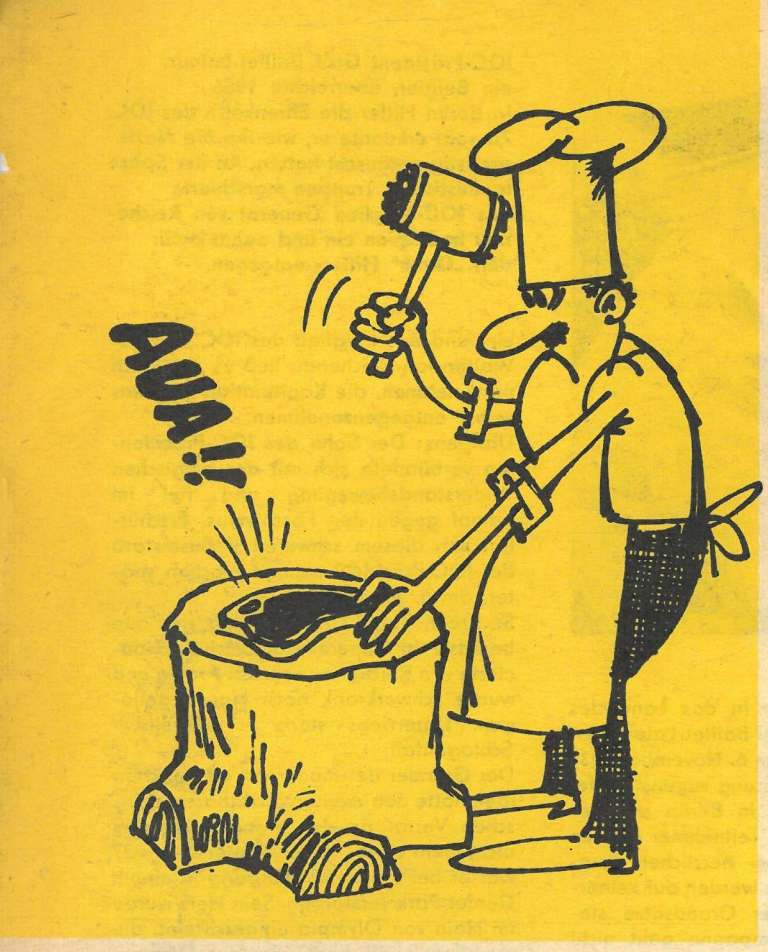
Wenn Sie diese Plage schnell los sein wollen oder Pickel und Unreinheiten der Haut beseitigen möchten, dann verlangen Sie in Apotheken, Drogerien und Parfümerien „POHLI gegen Sommersprossen"
Seit 40 Jahren ist POHLI für schnelle Wirksamkeit bekannt.

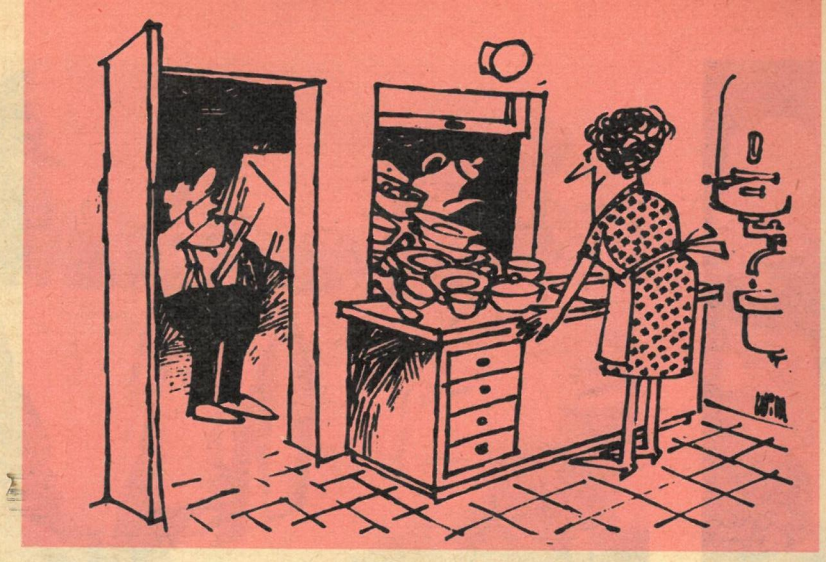
Die Schönheitsseife „FAVORIT" ist ein Spitzenerzeugnis unserer Palette und etwas Besonderes für „Sie" – Verzeihung! – natürlich auch für „Ihn".

FAVORIT-SUPERLUXUSSEIFE

VEB DECENTA-WERK · DÖBELN
– Betrieb der Erzeugnisgruppe Seife –

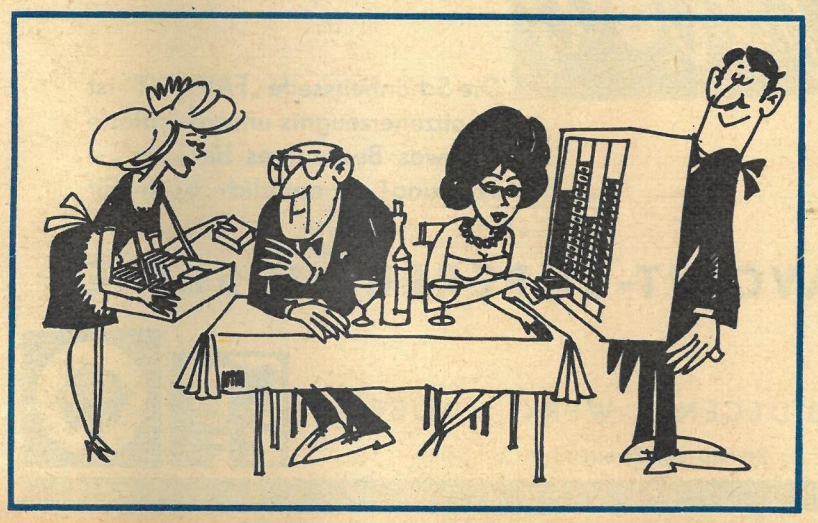






GASTRONOMISCHES

SERVIERT VON WILLY MOESE



„Er ißt Hühnchen sonst nur zu Hause."